Der

Kinderfreund,

zum Unterricht

in dem Lesen und bei dem Lesen,

vornemlich für Landschulen,

von

F. E. Frhr. von Rochow.

Für

Oberdeutschland, insbesondere Schwaben,

bearbeitet

von

Riecke und Völter.

Erster Theil.

Zweite verbesserte Auflage.

Stuttgart, bei A. F. Macklot.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Vorbericht
zur Original=Ausgabe.

Dieses Buch ist der Armen wegen so wohlfeil, und muß, wo es zum Gebrauch in Schulen bestimmt wird, in jedes Schulkindes Händen seyn; sonst könnten viele Kinder zugleich daraus nicht lesen lernen.

Ich habe durch dieses Buch

1) Uebungen der Aufmerksamkeit, dadurch, daß, wenn ein Kind laut liest, ein anderes, ausser der Reihe, und oft mitten in der Periode, zum Fortlesen aufgerufen wird,

2) Sprachübungen, in deutlicheren und verständlicheren Ausdrücken,

3) einen leichteren Erzählungs= und Gesprächston und

4) Vorbereitungen zur christlichen Tugend befördern wollen.

Vorbericht.

Eine Erdkugel, ein Vergrößerungsglas und ein Magnet, welches alles doch nur sehr einfach, und daher wohlfeil seyn muß, werden den nüzlichen Gebrauch dieses Buchs sehr erleichtern, das so lange, bis ein besseres da ist, hinlänglich seyn wird, die große Lücke zwischen Fibel (ABC-Buch) und Bibel, im Unterrichte auszufüllen.

F. E. v. Rochow.

Vorrede
zu dieser neuen Ausgabe.

Es sind zwar seit der ersten Erscheinung des Rochow'schen Kinderfreunds viele neue Lesebücher für Landschulen herausgekommen; aber es ist doch über seinen vorzüglichen Werth unter Sachverständigen noch immer nur Eine Stimme. — Um aber den gerechten Wünschen mehrerer Schullehrer anderer Provinzen, daß die in ihren Gegenden unbekannten Redensarten und Ausdrücke mit bekannteren und deutlicheren vertauscht, und Lehrstücke eingeschaltet werden möchten, deren Nothwendigkeit und Nutzen man in unseren Tagen lebhafter fühlt, so viel als möglich zu entsprechen, bearbeitete unter anderen insbesondere der verdiente Herr Inspektor Schlez zu Schliz, den Rochow'schen Kinderfreund in vier neuen Auflagen für einen Theil Ober-Teutschlands und besonders für Franken.

Das nemliche für Schwaben zu thun, bin auch ich vom Verleger aufgefordert worden.

Vorrede zu dieser neuen Auflage.

In wie weit ich nun die Erwartung des vaterländischen Publikums durch die gegenwärtige neue Ausgabe erfüllt habe, muß ich der Beurtheilung sachkundiger Schulmänner, die meine Abweichungen von der vierten Schlezischen Auflage bald erkennen werden, überlassen. Uebrigens erhielt ich auch Beiträge von einigen Gelehrten, und das Ganze leitete der würdige Herr Schulinspektor Riecke in Stuttgart.

Schullehrer, denen es darum zu thun ist, dieses Lesebuch in ihren Schulen mit Nutzen zu behandeln, finden in der Schlezischen Schrift: Lorenz Richards Unterhaltungen über den Kinderfreund des Herrn von Rochow 2c. hinlängliche Anleitung.

Möchte doch die Herrschaft des verderblichen Schulschlendrians immer mehr abnehmen, und sowohl die Kenntnisse, als auch die Art, sie den Kindern beyzubringen, ihren Bedürfnissen und ihrer künftigen Lage immer anpassender eingerichtet werden.

Heidenheim, im März 1805.

Völter.

Inhalt.

1 Das aufrichtige Kind. S. 1
2 Das arme Kindermädchen. — 2
3 Klaus und Fritze. — 2
4 Die Giftbeeren. — 3
5 Die Apfelkerne. — 4
6 Die kleine Lügnerin. — 5
7 Die Mausfalle. — 6
8 Der unmäßige Knabe. — 7
9 Die Mutter und das Kind. — 7
10 Wie gut ist es, wenn man was nützliches gelernt hat. — 9
11 Das Vogelnest. — 10
12 Der Thierquäler. — 10
13 Die verschlukte Nähnadel, oder laß dich warnen. — 11
14 Vom Spiele und Vergnügen. — 12
15 Der kleine Dieb. — 13
16 Die ungleichen Brüder. — 14
17 Der Baumverderber. — 15
18 Das Bild, oder der Schein betrügt. — 16
19 Ursach und Würkung. — 16
20 Die verständige Mutter. — 17
21 Aehnlich und unähnlich. — 18
22 Wilhelm und Lischen, die Muster guter Kinder. — 20
23 Fortsetzung. — 21
24 Fortsetzung. — 23
25 Fortsetzung. — 24

Inhalt.

26 Wie mans treibt so gehts. Seite 26
27 Die gute Magd. — 27
28 Der gute Knecht. — 28
29 Der gute Hirte. — 29
30 Das wohlthätige Kind. — 30
31 Der dankbare Sohn. — 30
32 Die neidische Nachbarin. — 31
33 Der Freund in der Noth. — 31
34 Die Folgen des Unfriedens. — 32
35 Der Vater und der Sohn. — 33
36 Der glückliche Waise. — 34
37 Der Furchtsame. — 36
38 Der Abergläubige. — 37
39 Allzuviel ist ungesund. — 38
40 Der böse Knecht. — 39
41 Vom Nutzen des Lesens und Schreibens. — 39
42 Die Besserung. — 41
43 Der wohlthätige Arme. — 42
44 Die Fremden. — 43
45 Die Taglöhner. — 44
46 Der Hehler. — 45
47 Die beiden Bauern. — 46
48 Die Rekrutenaushebung. — 46
49 Die Strafe. — 47
50 Der Heuchler oder Augendiener. — 48
51 Woher bin ich. — 49
52 Woher ist alles. — 51
53 Durch Ihn leben und sind wir. — 54
54 Woher ist alles. — 56
55 Die gute Gewohnheit. — 58
56 Das Leckermaul. — 59
57 Vom Nutzen der Frömmigkeit, und der Schädlichkeit des Lasters. — 59
58 Der Selbstbetrug. — 61
59 Der ordentliche Knabe. — 61

Inhalt.

60 Gespensterfurcht. Seite 62
61 Der Ungedultige. — 63
62 Der Sanftmüthige. — 64
63 Die bösen Bauern. — 65
64 Der kluge Wirth bei der Theurung. — 66
65 Endzweck und Mittel. — 67
66 Das Glück des Tugendhaften schon hier auf Erden. — 68
67 Das Testament. — 69
68 Der sterbende Jüngling. — 69
69 Verschiedene Folgen des ordentlichen und unordentlichen Lebens. — 70
70 Es ist mehr Gutes als Böses in der Welt. — 71
71 Der gute Soldat. — 73
72 Die rechtschaffene Frau. — 74
73 Die guten Brautleute. — 75
74 Der ehrliche Handwerksmann. — 75
75 Ehrlich währt am längsten. — 76
76 Briefe. — 79
77 Die kluge Wahl. — 81
78 Vom Nuzen der Obrigkeit. — 82
79 Das Gewitter. — 84
80 Die Baumschule. — 85
81 Das Irrlicht. — 86
82 Das Brennglas. — 89
83 Der Magnet. — 91
84 Die Versöhnlichkeit. — 94
85 Von den Vorzügen des Landlebens. — 95
86 Vom Wachsthume der Pflanzen. — 98
87 Der gute Landwirth. — 101
88 Die gewissenhafte Magd. — 105
89 Der Sieg des Gewissens, vom Glauben an den allwissenden Unterstützer. — 106
90 Die künstliche Erdkugel, oder der Globus. — 109
91 Forts. Von Sonne und Erde. — 112

Inhalt.

92 Eine kurze Nachricht von der Welt. Seite 116
93 Von der Erde und den Geschöpfen die darauf sind. — 122
94 Der Alte. — 128

Anhang von Kinder-Liedern und Gebetern. Seite 1
1 Allgemeinen Inhalts. — 1
2 Morgen- nnd Abendgebete. — 3
3 Tischgebete. — 9
4 Schulgebete. — 11
5 Erndte- und Herbstlieder. — 17
6 Verschiedene Lieder, das Schreiben, Kopfrechnen, Singen und Arbeiten betreffend.

a b c d e f ff g h i j k

l m n o p q r s ſ ß ſſ ſt

ſt st t ü v w x y z.

A B C D E F

G H I J L M

N O P Q R S

T U V W X Y Z.

a b c d d e f g h i j k l m

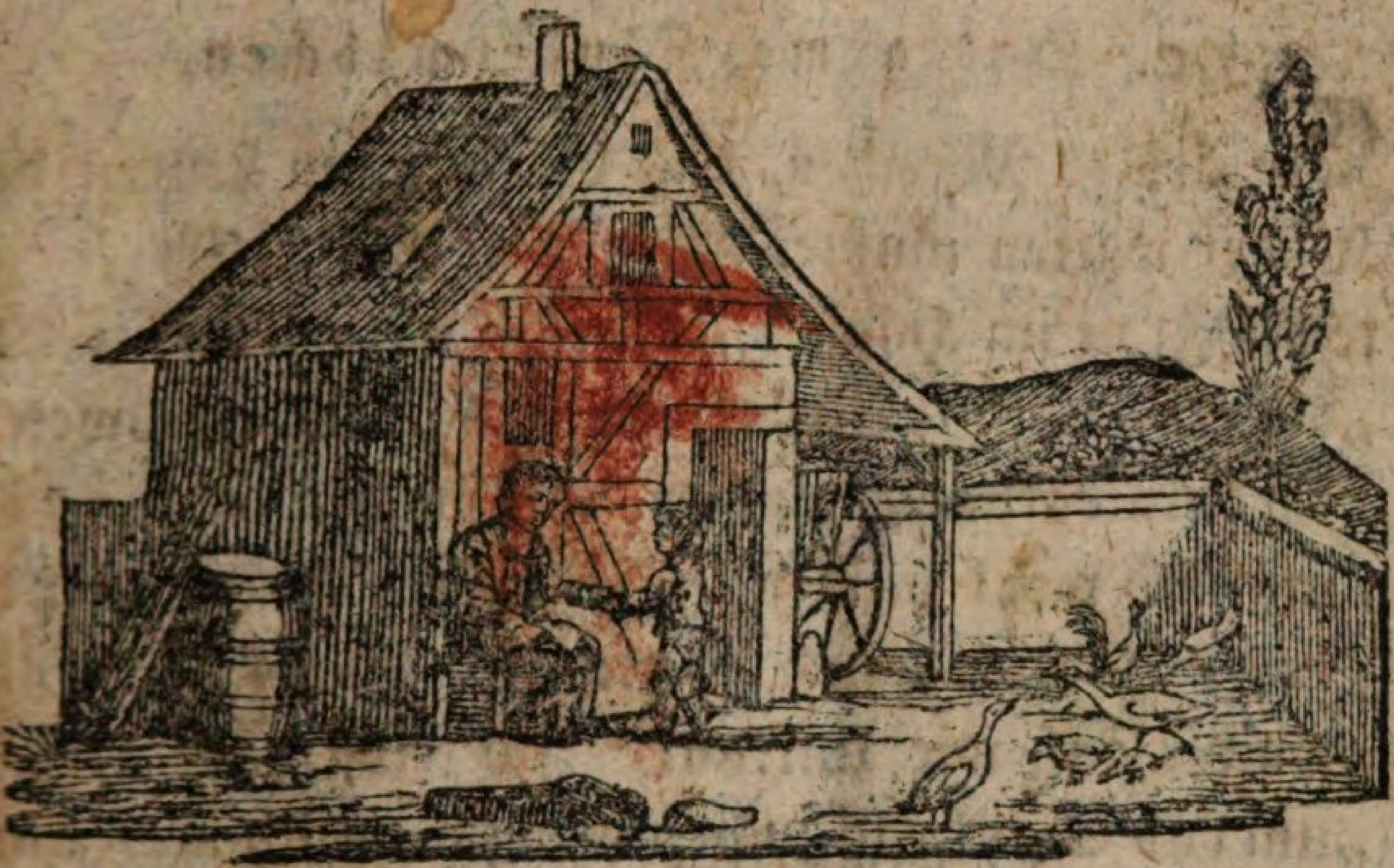
n o p q r ſ s t u v w x y z.

A B C D E F G H

I K L M N O P Q

R S T U V W X Y Z.

0 1 2 3 4 5 6 7 8 9.



1. Das aufrichtige Kind.

Sophie war aufrichtig und offenherzig gesinnt. Wenn sie etwas nicht wußte, weil sie nicht Acht gegeben hatte; so gestand sie es dem Lehrer gleich und sprach: „Ich habe nicht recht Acht gegeben, „aber ich will mich bessern. Ich bitte, sagen Sie „mir es noch einmal.“ Wenn sie sonst worinn gefehlt hatte, und es ihr von ihren Aeltern verwiesen wurde, so begehrte sie sich nicht zu entschuldigen, oder ihren Fehler zu verkleinern; sondern sie sprach: „Ich habe Unrecht, und verdiene Strafe, will sie „auch leiden; aber werdet mir nur nachher wieder „gut, liebe Aeltern. Denn das betrübt mich am „meisten, das ich eure Liebe entbehren soll.“

Mit solchen Gesinnungen gefällt man Gott und Menschen wohl. (1. Chron. 30, 17. Spr. Sal. 2, 7.)

2. Das arme Kindermädchen.

Ein armes Mädchen, das bei fremden Leuten die Kinder warten mußte, saß und weinte. Da fragte die Frau im Hause: „Warum weinest du? fehlt „dir etwas?“ „Ach!“ sagte das Mädchen, „wenn „ich daran gedenke, was aus mir werden wird, dann „muß ich wohl weinen! Die andern Kinder gehen „in die Schule, und lernen viel Gutes, und ich „wachse auf, wie Unkraut. Ich selbst habe nichts, „um das Schulgeld zu bezahlen; denn ich muß ums „Brod dienen, und bleibe also ungeschickt. Wer wird „mich in Dienst nehmen wollen, wenn er geschicktere „Leute bekommen kann! Ich wollte gern die Nacht „arbeiten, wenn ich nur in die Schule gehen, und „was lernen dürfte!“ Da war die Frau gerührt, und dachte: „Ich will mich dieses armen Mädchens erbarmen. Gott will, daß wir Mitleiden „mit den Armen haben sollen: und jemand was „gutes lernen lassen, ist die größte Wohlthat, die „man ihm erzeigen kann.“ Sie schickte von der Zeit an das arme Kind alle Wochen mehrere Stunden in die Schule; und je mehr Gutes das Mädchen lernte, je treuer und fleißiger arbeitete es.

Erbarme dich nicht allein deiner eigenen, sondern auch fremder Kinder! (Spr. Sal. 17, 19.)

3. Klaus und Fritze.

Klaus war leichtsinnig und unachtsam; Fritze aber dachte nach, und gab auf alles Acht. Einst gieng

Klaus aus der Stadt nach Hause, und eine Weile darauf kam Fritze denselben Weg. Da fand Fritze einen schönen Ring. Vor dem Dorfe lag Klaus unter einem Baume, und schlief. Fritz weckte ihn auf, und erzählte ihm sein Glück. Da rieb sich Klaus die Augen, gähnte und sprach: „den hätte ich auch „finden können, denn gewiß hat ihn der Herr ver„lohren, der mir vor der Stadt begegnete. War„um hast du ihn denn nicht gefunden?" antwor„tete Fritze „O!" sagte Klaus, „wer kann auf „alles Acht geben!" Fritze machte darauf bekannt, daß er den Ring gefunden habe, und erhielt von demjenigen, welchem er zugehörte, fünfzehn Gulden zum Geschenke.

Achtsamkeit ist sehr nützlich. Spr. 4, 1. 20 25.

Die Achtsamkeit verwahrt vor vielem Kummer,
Und mancher fand durch sie sein Glück.
Der Träge träumt, und übersieht im Schlummer
So manchen günst'gen Augenblick.

4. Die Giftbeeren.

Der Schneider Kunz hatte an einem sogenannten Holztage seine beiden Knaben in Wald geschickt, dürres Holz zu sammeln. Es war heiß, und die Kinder fühlten Durst. Dort sind so schöne, schwarze Beere, sagte der Jüngere, Namens Hans, komm, die werden uns den Durst vertreiben. Anfangs wollte Ulrich nicht, doch da sie seinem Bruder so herrlich schmeckten, trat er auch hinzu, und fand sie lieblich. Eine Stunde darauf, als sie zu Hause waren, klagte

Ulrich über Mattigkeit und Schwindel, und legte sich im Garten in das Gras. Hans gieng traurig im Hause herum, und wankte wie ein Trunkener. Es stund nicht lange an, so lagen beide sinnlos und in Zuckungen (Gichtern) da. Man eilte zwar, einen Arzt aus der Stadt herbeizuholen, allein seine Hülfe kam zu spät, Nachts um 12 Uhr starben beide Kinder. Als man ihre Kleider durchsuchte, fand man in den Taschen einige von jenen giftigen Beeren, die sie in dem Walde gegessen hatten, und die man Wolfskirschen nennt. Die unglücklichen Knaben hatten nicht gewußt, daß man nichts essen soll, was man nicht kennt.

Schwarz Beerchen, sei du noch so schön,
Kenn ich dich nicht, laß ich dich stehn.

5. Die Apfelkerne.

Die kleine Marie hatte einen Apfel gespeiset und wollte so eben auch sechs Kerne desselben essen. Da kam ihr älterer Bruder Fritz aus der Schule, und sprach zu ihr: Schwester! wenn du wüßtest, was ich weiß, du äßest gewiß die Kerne nicht mit auf.

Marie. Nun was weißt du denn?

Fritz. Unser Herr Schullehrer spricht: „wenn „man die Kerne im Herbst in die Erde säet, so kann „aus jedem Kern mit der Zeit ein Baum werden, „der viel schöne Früchte trägt.“ Da giengen sie in den Garten, und säeten die Kerne in einen abgelegenen Winkel. In wenigen Jahren kamen sie in

die Höhe, und wurden Stämmchen. Da reinigten die Kinder sie vom Unkraut, und banden sie an Stöcke, daß sie gerade wüchsen. Fritz lernte indessen das Pfropfen und Okuliren. Nun bat er einen Gärtner um etliche Pfropfreiser, und diese setzte er auf seine Stämmchen. Mit der Zeit wurden daraus Bäume. Und als Fritze und Marie größer wurden, ärnteten sie von ihren sechs Aepfelbäumen fast jährlich eine Menge schöner Früchte. Als sie nun einst die Aepfel pflückten, da sagte Fritz zu Marien: „Ey! „wars nicht gut, daß du die Kerne damals nicht „aufaßest?" „Ja wohl," sagte Marie. „Aber wie „gut war es, daß du in die Schule giengst, und „solche gute Sachen lerntest!"

Ein guter Rath ist Geldes werth (Sir. 41, 25)
Achte nichts geringe, was nützlich ist.

6. Die kleine Lügnerin.

Liese ward von ihrer Mutter in den Garten geschickt um von einem niedrigen Kirschenbaum etliche Kirschen für ihren kranken Bruder zur Erquickung zu holen. In diesem Jahre waren die Kirschen selten, und man hob sie blos für die Kranken auf. Die Mutter hatte es daher Liesen verboten, nicht davon zu naschen. Als Liese wiederkam, fragte die Mutter darnach, und Liese versicherte, sie hätte keine Kirschen gegessen. Als sie aber den Mund aufthat, da war von den gegessenen Kirschen Mund und Zunge roth gefärbt; und die Mutter strafte sie wegen ihrer Lügen.

Wer die Wahrheit nicht sagt, um die ihn Aeltern, Lehrer, Obrigkeiten und andere befragen, der lüget.

Lügen werden gemeiniglich entdeckt, und wer gelogen hat, wird bestraft.

Ein junger Lügner, ein alter Dieb.

Gott läßt es den Lügnern nicht wohl gehen, und hat einen Abscheu an den falschen Leuten. (Ps. 5, 7. Sir. 20, 26 — 28.)

7. Die Mausfalle.

Eine alte und eine junge Maus liefen um eine Mausfalle von Eisendrat herum, und rochen den Speck, der darinn war. Die alte versuchte lange, zu dem Speck zu kommen, ohne in die Mausfalle zu kriechen; es schien, als ob sie eine Gefahr dabei besorgte. Als es aber nicht angieng, da lief sie weiter. Allein die junge Maus bedachte sich nicht lange, sondern kroch hinein, als sie oben eine Oeffnung fand, und fraß den Speck begierig auf. Als sie satt war, da wollte sie ihre Freiheit suchen, aber diese war verlohren, und sie wurde gefangen.

Das Alter bringt Erfahrung und Vorsicht; und dreister Vorwitz mit Unerfahrenheit ist ein gewöhnlicher Fehler der Jugend. Wer jung ist, sollte daher billig ein Mistrauen in seine eigenen Einsichten setzen, und es sich nicht zutrauen, daß er sich selbst regieren könne. (Sir. 3, 27.)

Welch ein Glück ist es für die Jugend, daß sie durch Unterricht und Lehre vor Gefahren gewarnt wird!

Wer sich warnen läßt, bleibt sicher; aber der vorwitzige Verächter der Lehre kommt zu Schaden.

Bei frommen Alten ist Erfahrung und Verstand;
Hör Kind gern ihren Rath, und geh an ihrer Hand.

8. Der unmäßige Knabe.

In einem benachbarten Dorfe war Kirchweihe, und Wallers Kinder waren auch darzu eingeladen. Da will ich mir besonders die Kuchen recht schmecken lassen, sagte Franz, und hielt treulich Wort. Er aß von allen Speisen, die aufgetragen wurden, plünderte im Garten jeden Strauch und Baum, und mischte Sauer und Süß in seinen Bauch. Aber am Abende war es Franzen so übel, daß man ihn zu Bette tragen mußte. Er erbrach sich, hatte Fieber und konnte die ganze Nacht durch keine Viertelstunde schlafen. „Ach, mir ist so weh" seufzte der Knabe in einem Odem fort, „ich muß wohl sterben." Des Morgens kam ein Arzt und gab ihm eine Arznei. Ueber ihren widerlichen Geschmack weinte Franz von neuem. Merk dirs, sprach Doktor Frei, wer nicht Maaß im Essen und Trinken hält, der bringt sich leicht um Gesundheit und Leben, und ist noch glücklich, wenn er keine größere Strafe, als eine bittere Arznei, bekömmt.

9. Die Mutter und das Kind.

Der kleine Wilhelm bat seine Mutter um Brod; da entstund unter ihnen folgendes Gespräch:

Die Mutter. Ja, mein Sohn, ich wills dirs geben; aber weißt du wohl, wovon das Brod herkommt?

Wilhelm. Ihr habt es gebacken, liebe Mutter.

Die Mutter. Ja, ich nahm Mehl und Wasser, rührte es, säuerte es mit Sauerteig, daß es aufgieng, und knetete den Teig; alsdann war Holz nöthig, den Backofen zu heitzen, und als dieser gehörig warm war, da backte ich den Teig, und es ward eßbares und gesundes Brod. Sieh, mein liebes Kind, so viel gehört dazu, damit aus Mehl Brod wird. Aber, wo kommt denn das Mehl her?

Wilhelm. Aus Korn. Der Müller macht es auf der Mühle.

Die Mutter. Wo kommt denn das Korn her?

Wilhelm. Das wächst aus der Erde. Mein Vater hat es gesäet.

Die Mutter. Nicht allein gesäet; sondern dein Vater hat erst das Land gepflügt, bedüngt und dann denn Saamen hineingesäet, und ihn untergepflügt oder eingeegget. Ist aber nun alles geschehen, mein Sohn?

Wilhelm. Nein, liebe Mutter, mein Vater hat das Korn gemähet, gesammelt, eingebunden, in die Scheure gebracht, und ausgedroschen.

Die Mutter. Ganz recht, mein Sohn. Aber wer hat es denn gemacht, daß der Saame aufgieng und fortwuchs? Wer gab dazu Thau und Regen? Und wer ließ die Sonne scheinen, damit das Korn

reif werden konnte? Wer gab Gesundheit und Sicherheit zu unsrer Arbeit? Wer beschützte unser Haus und Feld vor verderblichem Wetter? Dieses alles konnte weder dein Vater, noch sonst irgend ein Mensch. Aber sieh, mein Kind, alle Menschen haben einen großen unsichtbaren Vater, der sie sehr lieb hat und für sie sorget. Gott ist sein Name. Dieser Gott, oder dieser unsichtbare Vater thut zu unserm Besten, was wir Menschen nicht thun können, weil wir zu schwach dazu sind. Unser Leben, und alles Gute, was wir haben, das haben wir von ihm. Auch dieses Brod hättest du nicht, mein Kind, wenn Gott es nicht thäte. Er verlangt von uns für alle diese Wohlthaten nichts, als daß wir ihn durch Gehorsam ehren, lieben, und uns über ihn freuen sollen. Wenn du willst, will ich dir künftig noch mehr von Gott erzählen. Erinnere mich daran.

Wilhelm. O ja, liebe Mutter, das will ich gerne thun. (Sir. 43, 37. Ps. 65, 10. 11.)

10. Wie gut ist es, wenn man was nützliches gelernt hat.

Fritz hatte in der Jugend zur Gärtnerei Lust gehabt, und von einem Gärtner gelernt, wie die Obstbäume müßten gepflanzt, beschnitten, gepfropft und okulirt werden. Durch eine Krankheit bekam er einen Schaden, der ihn an der schweren Feldarbeit hinderte. Nun würde es ihm schlecht gegangen seyn, wenn er sonst nichts gelernt hätte. Aber

weil er mit der Baumzucht gut umzugehen wußte, so nahm ihn sein Herr zum Gartenknecht an, und er hatte bis an seinen Tod dadurch seinen Unterhalt.

Was nützliches lernen schadet niemals, und kann oft viel helfen.

11. Das Vogelnest.

Karl nahm alle Vogelnester um das ganze Dorf her aus, fieng die alten bei dem Neste, und quälte dann die Vögel, bis sie todt waren. Dadurch gewöhnten sich alle Vögel von dieser Gegend weg; und im Frühjahr, da sonst durch den Gesang der Vögel alles erfreut wird, war es bei diesem Dorfe traurig und still. Aber es gab auch so viel Raupen und Gewürme daselbst, daß die Leute kein grünes Blatt behielten, und also von ihren Bäumen kein nützliches Obst bekamen. Denn alles ist von Gott zum Nutzen mit großer Weisheit eingerichtet. Die kleinen Vögel singen schön, und verzehren für sich und ihre Jungen sehr viel Raupen und Würmer, welche den Baum- und Gartenfrüchten schädlich sind.

Der Mensch hat nach Gottes Erlaubniß die Herrschaft über die Thiere, daß er sie zu seinem Nutzen tödten kann; aber quälen muß er sie nie, auch nicht aus Muthwillen tödten. (5 Mos. 22, 6. 7.)

12. Der Thierquäler.

Des Rittmeisters Fabri's Gottlieb neckte gern die Thiere, besonders Hunde oder Katzen. Mit seinem Vogelrohr lief er im Dorf herum, und wo er Hun-

de oder Katzen sah, husch, da schoß er sie mit seinen Lettenkügelchen. Die Hunde wurden ihm dadurch so gram, daß sie ihn überall mit ihrem Bellen verfolgten. Einst ritt er auf seines Vaters Schimmel durch die Straße, und dachte kein Arges. Plözlich fuhr des Fleischers (Mezgers) Greifan aus dem Hinterhalt hervor, und dem Reiter an die Waden; Gottlieb schrie, das Pferd erschrak und sprang auf die Seite, und schleuderte den armen Knaben aus dem Sattel; doch dieß war noch nicht Alles. Greifan fiel zürnend über Gottlieb her und hätte ihn wohl in Stücke zerrissen, wäre nicht der Fleischer noch zu rechter Zeit zu Gottliebs Hülfe herbeigeeilt.

Auch das Thier denkt so gut als der Mensch an ein erlittenes Unrecht.

Quäle nie ein Thier aus Scherz,
Denn es fühlt wie du den Schmerz.

13. Die verschluckte Nähnadel, oder laß dich warnen.

Wenn Lotte nähete oder ihre Kleider anzog, so hatte sie die schlimme Gewohnheit, die Näh- und Stecknadeln (Glufen) in Mund zu nehmen. Ihre Mutter verwies ihr das oft und warnte sie; aber Lotte achtete nicht darauf, und that es immer wieder. Einmal hielt sie auch eine Stecknadel im Munde, als eben ihr Bruder in die Stube trat, welcher sich zum Spaße das Gesicht schwarz gemacht hatte. Darüber fieng sie so heftig an zu lachen, daß sie der Nadel vergaß, und sie hinunter schluckte.

Weinend gieng sie zur Mutter und klagte ihr ihr Unglück. Die erschrockne Mutter schickte sogleich zum Wundarzt, welcher auch bald kam, und sich alle Mühe gab, Lotten zu retten, allein vergebens, die Stecknadel blieb im Magen stecken, und das leichtsinnige Kind mußte nach etlichen Tagen unter den größten Schmerzen sterben (Spr. 1, 5.)

14. Vom Spiele und Vergnügen.

Als Wilhelm, Fritz, Martin, Karl, Sophie, Louise, Marie und Elisabeth Kinder waren, da spielten sie nach der Schule, wenn schönes Wetter einfiel, manche Stunde. Entweder einer sang, und die andern tanzten; oder sie sangen alle unter dem Schatten eines grünen Baums ihre Kinderlieder. Wenn die Knaben Ball schlugen, oder Kegel schoben, oder in die Wette liefen, oder ihre Stärke versuchten; dann zogen sie ihre Kleider aus, um sie zu schonen; sobald sie aber aufhörten zu spielen, dann zogen sie ihre Kleider wieder an, um sich nicht zu erkälten. Die sanftern Mädchen sahen dergleichen Spielen, welche sich für ihr Geschlecht nicht schickten, zu, und flochten indeß einen Kranz von Feldblumen für den Sieger. Niemals sah man sie im Ernst sich zanken oder schlagen, auch nicht mit Koth sich besudeln, oder am Tage auf eine unanständige Art im Wasser baden. Dieses letzte, welches der Gesundheit doch sehr nützlich ist, thaten sie an abgelegenen Oertern, oder des Abends, wenn es dunkel war. Dabei hüteten

sie sich, daß keiner, der sich erhitzt hatte, eher in das Bad stieg als bis er abgekühlt war. Und so blieben sie vergnügt und gesund, und alle Leute freuten sich, wenn sie der unschuldigen Fröhlichkeit dieser guten Kinder zusehen konnten.

Unschuldige Freude ist allen Menschen erlaubt; nur unwürdige und freche Lustigkeit ist verboten.

Es ist Weisheit, Vergnügungen und Erholungen des Gemüths zu suchen, um desto gesunder und munterer die eigentlichen Geschäfte treiben zu können. Aber es ist Thorheit, sich beständig vergnügen und erholen zu wollen, ob man gleich nicht gearbeitet hat.

Sey auch in der Wahl deiner Vergnügungen weise; so kannst du dich allewege freuen.

15. Der kleine Dieb.

Der kleine Peter hatte oft seinen Aeltern und Geschwistern Kleinigkeiten an Eßwaaren und andern Sachen weggenommen. Als ihn endlich seine Mutter darüber betraf, sagte sie es dem Vater; und sie wurden eins, deswegen das böse Kind hart zu züchtigen. Da Peter nun sehr weinte, und vorwenden wollte: „Er hätte ja nur eine Kleinigkeit weggenom„men;" so sagte der verständige Vater: „Eben dar„um straf ich dich hart, damit du nicht bei Klei„nigkeiten lernest, Dinge von größerm Werthe steh„len, und endlich am Galgen sterben müssest."

„Denn wer oft nur einen Apfel stiehlt, nimmt „dereinst auch Geld, wenn er dazu kommen kann."

„Ein andermal nimm nicht das geringste ohne „die Erlaubniß dessen, dem es gehört.“

Du sollst nicht stehlen. 3. Mos. 19, 11.

16. Die ungleichen Brüder.

Karl ehrte seine Aeltern, denn er gehorchte ihnen, und hütete sich sorgfältig, ihnen Verdruß zu machen. Klaus aber that, was ihm gut dünkte, schlug alle gute Lehren seiner Aeltern und Lehrer in den Wind, und machte, weil er unverständig handelte, seinen Aeltern manches Herzeleid.

Als sie beide groß wurden, bekam Karl bald einen guten Herrn, bei dem er Brod hatte. Seinen Lohn brachte er nicht in Wein- und Bierschenken durch, sondern sparte ihn sich zusammen; heurathete eine rechtschaffene und fleißige Frau, mit welcher er vergnügt lebte, und brachte es so weit, daß er sich von seiner Händearbeit ein kleines Gut kaufen konnte.

Klaus aber blieb grob, dumm und faul. Er bekam aber immer den schlechtesten Herrn; denn kein guter Herr konnte ihn leiden, oder mochte ihn behalten. — Als er alt wurde, bettelte er vor Karls Thüre.

Ehre Vater und Mutter, und gehorche deinen Lehrern, auf daß dirs wohl gehe! (Ephes. 6, 1 : 3.)

Wer etwas kann, den hält man werth;
Den ungeschickten niemand begehrt.

17. Der Baumverderber.

Hans that gern unnütze und böse Dinge. Wenn er die Pflugeisen von der Schmiede holte und un-

terwegs einen jungen Baum sah; so machte er sich daran, und probierte die Eisen, ob sie scharf wären. Der Herr des Dorfs hatte zwo Reihen Obst- und Maulbeerbäume an den Weg setzen lassen, und sah immer mit Verdruß, daß sie beschädigt waren. Er ließ daher so lange auflauern, bis Hans dabei betroffen wurde. Er wurde empfindlich gestraft, und mußte seinen halben Lohn daran wenden, die beschädigten Bäume zu bezahlen. Da sagte er: „Ich habe nicht „allein Schaden gethan, andere haben auch Bäume „beschädigt.“ Darauf antwortete der Herr: „Aber „dich haben bei der Beschädigung der Bäume an„getroffen, und die andern nicht. Hast du andere ge„sehen, welche die Bäume beschädigten; so hättest du „es angeben, aber nicht nachmachen sollen.“

Um solcher bösen Buben willen bleiben viel nützliche Dinge zurück, die sonst geschehen könnten.

Hütet euch, bösen oder thörichten Leuten nachzuahmen; sonst werdet ihr oft nicht nur für den Schaden büßen, den ihr selbst thatet, sondern auch für denjenigen, den jene schon zuvor gethan hatten. (Spr. 24, 1.)

Moses gebot sogar den Kriegsleuten, daß sie ja in Feindesland die Fruchtbäume nicht beschädigen sollten. (5. Mos. 20, 19.)

18. Das Bild, oder der Schein betrügt.

Wilhelm sah in einem Teiche bei stillem Wetter das leuchtende Bild der Sonne. „Vater,“ sprach er,

„kommt eilig in den Garten, es ist ein großes Feuer „in dem Teiche.“ Der Vater lachte und gieng mit ihm hin. „Seht ihr nicht, Vater, wie es da „brennt?“ rief Wilhelm. „Ich sehe es wohl, mein „Sohn,“ sprach der Vater, „aber es ist das Bild „der über uns stehenden Sonne, welche sich im „Wasser spiegelt. Doch will ich dich überzeugen, „daß es kein Feuer ist.“ Darauf nahm er eine lange Stange, und hielt sie eine Weile in den Wiederschein der Sonne: und als er sie herauszog, da mußte Wilhelm sie anfassen und fand sie naß, und kalt. Als sie zurückkehrten, da verwunderte sich Wilhelm, wie es so feurig hätte aussehen können, da es doch kein Feuer wäre. „Mein Sohn,“ sprach der Wa[illegible]ne ist nicht die Sonne „se[illegible] bist du nicht selbst; „den[illegible] dem Abgebildeten ist „ein [illegible] Das Bild ist nicht die Sa„che sel[illegible] sieht. Der Schein betrügt „oft, und [illegible]st du den Unterricht erfahr„ner Leute, damit du lernest, nicht gleich einem je„den Anschein zu trauen, sondern durch den Ver„stand die Dinge zu prüfen.“ (Spr. 3, 13.)

19. Ursache und Wirkung.

„Ich weiß nicht, wie es zugeht,“ sprach Karl, „ich „kann es zu nichts bringen, ich bin immer verdrieß„lich, die Leute sind mir nicht gut, und ich werde „oft gestraft.“ „Das will ich dir sagen,“ antwor-

tete Fritze: „du bist kein fleißiger Arbeiter, du hast „ein böses Gewissen, du bist feindseelig gesinnt ge„gen andere Menschen, und thust oft solche Hand„lungen, welche die Obrigkeit strafen muß. Und das „kann also nicht anders seyn; denn auf solche Ursa„chen folgen solche Wirkungen.“ (Sir. 7, 1. 2.)

20. Die verständige Mutter.

Marie hatte viele Kinder; aber sie hütete sich sorgfältig, ein Kind mehr zu lieben, als das andere. Wenn auch ein Kind viel besser aussah, als das andere, und es war unartig und boshaft; so strafte sie es ohne Verschonen. Denn sie sprach: „Gott hat mir diese Kinder alle gegeben. Für alle „soll ich Mutter seyn. [illegible] mal „von meinen [illegible] mir „doch rechte Weis[illegible] zli„chen Menschen erziehen [illegible] starb, so betrübte sie sich nicht o[illegible] vorher alles, um es zu erhalten [illegible] starb, dann lobte sie Gott, sobald si[illegible] Schmerz ausgeweint hatte. Denn sie sprach: „mein Kind „ist ja nicht verlohren, darum weil es gestorben ist. „Ich weiß aus Gottes Wort, daß die Seele nicht „stirbt, sondern erhalten wird zum ewigen und bes„sern Leben.“ Ihre Kinder geriethen auch alle wohl, und wurden nützliche Menschen.

Sir. 30, 2. Wer sein Kind in der Zucht hält, der wird sich hernach seines Kindes freuen.

21. Aehnlich und unähnlich.

„Hast du auch was aus der Schule behalten, Fritz,“ sprach ein Vater zu seinem Sohne, „und was hast „du behalten? Erzähle mirs doch wieder.“

Fritz. Unser Lehrer hat uns gesagt, was ähnlich und unähnlich ist, und wie man vergleicht und unterscheidet.

Vater. Nun, wie vergleicht man denn?

Fritz. Man sieht zu, worin die Sachen, die man vergleicht, ähnlich sin[illegible]

Vater. Und wie [illegible] man?

Fritz. Wenn man zu[illegible] Sachen, die man unterscheiden [illegible] sind.

Vater. Führe einmal [illegible] ein Exempel an.

Fritz. Mein Bruder Wilhelm und ich sind beide Söhne unsrer lieben Aeltern: darinn sind wir uns gleich. Wir sehen uns auch ähnlich an Gesicht und Haaren; aber an Jahren, Größe, Stärke ꝛc. sind wir unterschieden.

Vater. Was nützt es denn, dieses zu wissen?

Fritz. Unser Lehrer sagt, wir lernen richtiger denken, und würden nicht mehr alles verwirren und vermengen; auch könnten uns verständige Leute dann eher bedeuten; und wir könnten vernehmlicher sprechen.

Vater. Euer Lehrer hat Recht. Aber hast du wohl einmal gehört, wir sollen Gott ähnlich werden; wie geht dieses an?

Fritz. Sagt mirs, lieber Vater, ich weiß es nicht.

Vater. Sieh, wie du vorher von deinem Bruder Wilhelm erzähltest, daß ihr euch in einigen Stücken ähnlich, in andern aber verschieden wäret; so ist dieses auch von Gott zu verstehen. So allmächtig, so herrlich, so weise, so allwissend wie Gott, oder ihm völlig gleich, können wir nicht werden. Aber wir können, so wie Gott, das Gute lieben, und das Böse hassen, treu unsere Mitmenschen lieben, und ihnen nach unserm Vermögen Gutes erweisen, so verständig als möglich zu werden trachten, damit uns Gott sehr glücklich machen könne. — Sieh, mein lieber Sohn, darinn können wir Gott ähnlich werden. Und dazu hat uns unser Heiland Jesus Christus ein Vorbild gelassen, oder uns gezeigt, wie wir es machen müssen, um solche Gesinnungen, als er hatte, zu bekommen.

Fritz. Ach, wäre ich doch so gesinnt, lieber Vater!

Vater. Sey ferner fleißig, mein lieber Sohn, Gutes zu lernen, und willig, es zu thun; und stärke dich in diesem Vorsatze durch ein tägliches aufrichtiges Gebet zu Gott, dem Geber alles Guten!

Wenn noch viele Aeltern dem Vater unähnlich sind, so ists kein Wunder, daß viele Kinder auch Fritzen nicht gleichen.

22. Wilhelm und Lischen, die Muster guter Kinder.

Wilhelm und Lischen waren einst zwei Geschwister, und dabei so gut geartete Kinder gewesen, daß alle Väter und Mütter im Dorfe öfters zu ihren Söhnen und Töchtern sagten: wenn sie doch nur auch so brav wären, wie Wilhelm und Lischen!

Diese beiden Kinder liebten nehmlich ihre Eltern auf das zärtlichste, ließen sich nie was von ihnen zweimal befehlen, und thaten alles, was sie ihnen in den Augen lesen konnten, denn sie dachten bei sich selbst: „es ist höchst billig, daß wir unsern Eltern durch Folgsamkeit und zuvorkommende Aufmerksamkeit Freude machen, denn wie viel verdanken wir ihnen nicht! Wie sauer haben sie sich unsere Pflege und Wartung in der frühesten Kindheit werden lassen! Und noch jetzt geben sie uns Nahrung und Kleidung, geben uns gute Lehren, schicken uns in die Schule, um aus uns geschickte und gute Menschen bilden zu lassen, und machen uns so manche Freude. Wie abscheulich müßten wir uns selbst vorkommen, wenn wir sie durch Ungehorsam und Ausgelassenheit kränken wollten."

Dabei liebten auch die beiden Geschwister einander so, wie sich alle Brüder und Schwestern lieben sollten. Das eine kam dem andern stets mit Liebe zuvor, theilte mit ihm so gerne alles, was es geschenkt bekommen hatte, und lieh ihm willig seine Spielsachen. Daher hörte man unter ihnen nie et-

was von einem Gezänke oder von Schimpfreden. Wenn ja das eine aus Uebereilung einmal etwas that, was nicht recht war: so ward das andere nicht darüber zornig, sondern sagte mit aller Zärtlichkeit und Sanftmuth: „lieber Bruder, oder liebe Schwester! thue doch nicht so, sondern mache mir zu Gefallen es anders; dafür folge ich dir auch, wenn ich etwas nicht recht thue, und du mich daran erinnerst.“

Eben so liebreich betrugen sie sich auch gegen andere Kinder und riethen ihnen ab, so oft sie einen Muthwillen ausüben wollten. Ueberhaupt giengen sie nicht mit allen Kindern im Dorfe um, sondern nur mit den Wohlgezogenen. Sie befolgten dadurch die Lehre ihrer Eltern:

Besser ist es einsam seyn,
Als sich mit den Bösen freu'n!

Denn böse Beispiele verderben gute Sitten.

23. Fortsetzung.

Uebrigens war ihre Lebensart folgende: So wie es tagte, stiegen sie munter aus ihren Betten, und machten es nicht wie andere träge Kinder, die man nur mit Mühe aus den Federn bringen kann. Sie eilten dann zu ihren Kleidern, welche sie des Nachts vorher beim Ausziehen hübsch an einen Ort hingelegt hatten, zogen sich recht ordentlich an, kämmten sich die Haare und wuschen Hände und Gesicht fein sauber. Auch vergaßen sie nicht, um ihre Zähne rein und gesund zu erhalten, sich jedesmal den Mund recht auszuspühlen. Dann suchten sie ihre

Eltern auf, und wünschten ihnen einen guten Morgen. Hierauf traten sie, so wie sie auch des Abends gewohnt waren, nebeneinander vor den Tisch, sammelten ihre Gedanken, richteten sie auf Gott, falteten die Hände, und sprachen, jedes eine Woche um die andere, eines der schönen Morgenlieder, welche sie in der Schule auswendig gelernt hatten. Sonst waren sie auch gewohnt, mit ihren eigenen Worten zu Gott zu beten. Erst nach geendigtem Gebete baten sie die Mutter um das Morgenbrod, wie sie überhaupt immer gewohnt waren, nie etwas von ihren Eltern zu begehren, ohne sich der verständigen Worte zu bedienen: „ich bitte lieber Vater, oder liebe Mutter, um dies oder jenes."

Hatten sie von ihrem Lehrer etwas zum Auswendiglernen bekommen, so durchlasen sie es jetzt noch einmal, um gewiß zu wissen, ob sie es nicht die Nacht über vergessen hätten, denn auswendig hatten sie es schon den Tag vorher gelernt und nicht eher etwas anderes getrieben, bis ihnen dieser Stein vom Halse war. Hierauf halfen sie im Hause allerlei Dinge verrichten, bis die Zeit kam, wo sie mit ihren Büchern zur Schule eilten.

In der Schule waren sie gleichfalls das Muster wohlerzogener Schüler. Ihr Anzug war immer der reinlichste und ordentlichste. Beim Hineintreten grüßten sie ihren lieben Lehrer recht freundlich und setzten sich sittsam auf ihren Platz. Nie hörte man sie lärmen, oder während der Schule mit den Nach-

barn plaudern. Beim Unterrichte selbst waren sie beständig aufmerksam, und lernten deswegen weit mehr, als die übrigen Kinder.

Vor Tische beteten sie mit Andacht, und betrugen sich während des Essens so anständig, daß sich die Eltern über sie oft im Stillen recht herzlich freuten; da hörte man sie nie selbst Speise fordern, da sah man sie nie hastig essen, die Finger ablecken, die Ellenbogen auflegen, und was sonst noch unartige Kinder zu thun pflegen. In der übrigen Tageszeit giengen sie ihren Eltern überall an die Hand, und machten sich die größte Freude daraus, wenn sie denjenigen etwas erleichtern konnten, die sich ihre Arbeiten um ihrer Kinder willen so sauer werden ließen. An das Spiel dachten sie nur dann, wenn sie glaubten, daß sie es zur Belohnung ihres Fleißes verdient hätten. Dabei lebten sie recht vergnügt, und fühlten so recht inniglich, wie es in jenem Liede heißt:

Recht thun und edel seyn und gut,
Ist mehr als Gold und Ehr;
Da hat man immer guten Muth,
Und Freude um sich her.

24. Fortsetzung.

So wie sie größer wurden, spielten sie immer seltener, und arbeiteten dafür desto mehr, denn sie hielten es für Bestimmung des Menschen, sich an das Arbeiten von Jugend auf zu gewöhnen. Wilhelm suchte daher seinem Vater alle Geschäfte abzulernen, damit er, wenn er groß seyn würde, sich selbst er-

nähren konnte. Lieschen sah der Mutter ab, was zur Führung der Haushaltung gehörte. Sie lernte stricken, spinnen, Strümpfe und Kleider ausbessern, nähen, waschen, fegen und kochen. Und da sie wußte, daß Reinlichkeit und Ordnung der schönste Schmuck eines jeden Hauses sei: so benutzte sie jeden Augenblick, den sie von andern Geschäften frei hatte, um dasjenige zu reinigen, was schmutzig geworden war, und stellte jede gebrauchte Sache wieder an ihren Ort. Da sahen denn auch der Stubenboden und die Hausflur, (der Hausöhrn, das Vorhaus) die Fenster, Tische, Bänke und Betten so reinlich aus, und in der Küche war alles Geschirr so blank gescheuert, (gefegt) und so hübsch ordentlich hingestellt, daß jedermann seine Lust daran fand, wer nur in dies Haus kam.

25. Fortsetzung.

Wie es wohl diesen braven Kindern endlich engangen seyn mag? — Als Wilhelm groß geworden war, verdingte er sich als Knecht, und betrug sich in seinem Dienste so treu, fleißig und ordentlich, daß ihn jedermann liebte und schätzte. Er selbst fühlte in seinem Herzen eine solche Zufriedenheit darüber, daß er immer frohen, heiteren Gemüths war. Zuletzt wählte sich ein reicher Bauer, welcher eine Tochter zum einzigen Kinde hatte, ihn, den ärmsten unter allen jungen Burschen im Dorfe, zu seinem Tochtermann, weil er der Rechtschaffenste, Fleißigste und

Geschickteste unter ihnen war, und übergab ihm seinen Hof mit allem Zugehör.

Lieschen wurde gleichfalls als Magd von ihren Herrschaften so sehr geliebt, daß diese sie stets mehrere Jahre hintereinander im Dienste behielten. Bei den geschickten Frauen, die sie während ihrer Dienstzeit fand, lernte sie auch noch Brod backen, Lichter ziehen, Seife sieden, guten Aepfelmost machen, lernte, wie viel man Trilch (Zwiller, Federritten) zu jedem Stücke eines neuen Bettes brauche, wie man die kleinen Kinder gut pflegen und erziehen müsse, und noch viele andere nützliche Dinge mehr.

Ein reicher, braver Mann, dem unlängst seine Frau gestorben war, mußte sich damals nach einer zweiten umsehen, welche seine beiden, noch kleinen Kinder aufzöge. Da sagte ihm jedermann, daß er für seine Kinder nicht besser sorgen könne, als wenn er Lischen heurathe. Er that es, und fand an ihr die beste Frau für sich, und die beste Mutter für seine Kinder. In der Folge schenkte ihr selbst der liebe Gott noch einige Kinder; sie machte aber keinen Unterschied unter diesen und jenen, sondern zog alle mit gleicher Liebe und Sorgfalt auf. Dafür erlebte sie aber auch die Freude, daß sie an ihnen lauter wohlerzogene und dankbare Kinder hatte.

Indessen war Lischens Vater bald nach ihrer Hochzeit gestorben. Da nun ihre Mutter auch schon alt und schwächlich war, so ruhete Lieschen nicht, bis diese zu ihr zog, um sie in ihren alten Tagen desto

besser pflegen zu können. Wilhelm wollte zwar auch die gute Mutter bei sich haben; aber diese zog lieber zu der Tochter. Doch kam Wilhelm fast täglich, seine Mutter zu besuchen. Zuletzt starb sie sehr alt und lebenssatt, nachdem sie ihren Kindern noch einmal zum Lebewohl die Hand gedrückt, und sie mit frohem Mutterherzen gesegnet hatte. Ihre letzten Worte waren: „Dort finden alle gute Kinder ihre gute Eltern wieder!

26. Wie mans treibt, so gehts.

Hans war im Kinderrocke schon
Ein ungezogner Knabe,
Keck sprach er allen Menschen Hohn,
Das war so seine Gabe.

Mit seiner Kraft wuchs noch sein Muth,
Sein Ungestümm, sein Toben:
Kein Nachbar war dem Knaben gut,
Kein Lehrer wollt ihn loben.

Er sprang, er lief, er kletterte
Hoch über Zaun und Hecken,
Oft schrie die Mutter Ach und Weh,
Und sah' es an mit Schrecken.

Kein Graben war für ihn zu breit,
Er mußt hinüber springen,
Doch wollte die Verwegenheit
Nicht immer ihm gelingen.

Das Sitzen war nun gar sein Tod,
Das Lernen seine Plage,

Der Lehrer hatte seine Noth,
Und führte bittre Klage.

Nun wuchs der Bursche so heran
Im zügellosen Wesen,
Der Bart verkündigte den Mann,
Doch konnt der Mann kaum lesen.

Leer war der Kopf und roh der Sinn,
Wild, ungestümm und flüchtig,
Die edle Jugendzeit war hin,
Zu nichts war Hans nun tüchtig.

Groß war er wohl, doch ungeschickt,
Und seiner Eltern Schande;
Zuletzt gieng er, vom Schimpf gedrückt,
Aus seinem Vaterlande.

Was half ihm das? — Ihm fehlte stets
Geschick und Brod und Ehre!
Denn, Kinder, wie mans treibt, so gehts!
Merkt euch die weise Lehre.

27. Die gute Magd.

Christiana diente bei einer schlimmen Herrschaft, die ihren Leuten wenig zu essen, und beständig Scheltworte gab. Christiana war arm, aber fromm. Sie betete oft zu Gott und sprach: „Ach, lieber Gott, lenke doch, wenn es dein guter Wille ist, das Herz meiner Brodherrschaft zu mir, daß sie mir nicht so hart und lieblos begegnet! Aber vielleicht ist mir diese Trübsal nützlich; wer weiß, wie ich die guten

Tage vertragen würde! Vielleicht würde ich frech und liederlich, wenn es mir zu wohl gienge. Du weißt es am besten, Herr, mein Gott! Schenke mir Geduld, und hilf mir, daß ich treu und fleißig sey, wenn es mir gleich schlecht vergolten wird. Du, Herr, wirst alles wohl machen, und zu seiner Zeit mir Freude schenken."

Eine wohlhabende kinderlose Wittwe bemerkte Christianens gute Aufführung, nahm sie zu sich, und versetzte sie in gute Umstände.

Gott kennt der Freude rechte Stunde,
Er weiß, wann sie uns nützlich ist.

28. Der gute Knecht.

Martin war krank, und mußte seinem Knechte die Arbeit anvertrauen. Anstatt, daß ein böser Knecht, ohne Aufsicht, nachläßig und träge gewesen wäre: so war dieser gute Knecht doppelt fleißig, und wendete alle mögliche Sorgfalt an, alles recht gut zu machen. Ei! sagte er: wie wird sich mein Brodherr freuen, wenn er meine Treue sehen wird! Er soll sich noch einmal so bald erholen von seiner Krankheit, wenn er alles gut finden wird, und sich nicht ärgern darf. Martin ward wirklich besser, und gab diesem guten Knechte seine Tochter; und da er keinen Sohn hatte, so bekam nach Martins Tode der Knecht das Bauerngut.

Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenig getreu gewesen, ich will dich über viel setzen. Matth. 25, 21. Sir. 7, 22. 23.

29. Der gute Hirte.

An einem schönen Morgen sah ein Hirte sein Vieh vor sich weiden. Er hatte eben den 104ten Psalmen gelesen; denn er führte beständig seine Bibel und Gesangbuch bei sich. Da waren in seinem Gemüthe fromme Gedanken und Vorsätze! „Gott!“ sprach er in sich: „Gott, du bist herrlich und sehr „gnädig! Wie schön ist alles, was du gemacht hast. „Wie glücklich bin ich, daß ich dich preisen kann! „Ich bin hier ganz allein; aber du, Herr, siehest „und kennest mich! Nun will ich auch in meinem „Amte treu seyn, Schaden verhüten, und Gutes thun; „denn das ist Gottes Wille. Und womit kann ich „Armer meinen Dank gegen Gott besser beweisen als „durch einen aufrichtigen Gehorsam?“ Da gieng er hin, und reinigte die jungen Satzweiden von Wasserzweigen; und diejenigen, welche zu locker stunden, trat er fest. Er suchte sich Zweige, und besserte den Zaun, der schadhaft war, und suchte gute Kräuter für die Kranken im Dorfe. Er beobachtete genau alles, was um ihn her vorgieng, selbst die Witterung, und lernte dadurch manche Wetterregeln, die unter dem Volke in Ansehen sind, berichtigen. Kurz, er dachte mit großem Ernste darauf, daß er Gutes thäte. Das gefiel den Leuten im Dorfe sehr wohl, und sie ließen ihn keine Noth leiden, da er alt und schwach wurde.

Bete und arbeite! (Sir. 31, 27. 7, 21.)

30. Das wohlthätige Kind.

Ein Bettler sagte zu dem Kinde eines Taglöhners, welches in jeder Hand ein Stück Brod hatte: „Ach! „mich hungert gar sehr. Liebes Kind! gieb mir doch „nur die Hälfte von dem kleinsten Stücke Brod, das „du trägst!“ — und das Kind gab ihm das größte Stück ganz, und freute sich, wie der arme Bettler das Brod aufspeisete. Da sagte der Bettler: „Nun „hast du mich armen hungrigen Mann gesättigt; „Gott segne dich dafür, du gutes Kind!“ Und als das Kind groß wurde, gieng es ihm wohl.

Denn Gott belohnt durch weise Fügungen oft schon auf Erden Wohlthätigkeit und Menschenliebe. (Es. 58, 7.)

31. Der dankbare Sohn.

Karl legte sich mit solchem anhaltenden Fleiß auf die Landwirthschaft, daß er bald Meier (Pächter) wurde. Und bald darauf ward er von der Herrschaft, bei der er diente, seiner Geschicklichkeit wegen, als Verwalter angenommen. Wie er nun bei diesem Dienste einen guten Lohn bekam, von Jugend auf aber sparsam zu leben sich gewöhnt hatte; so verbrauchte er auch nicht alles von seinem Lohn zu seinen Bedürfnissen, sondern erübrigte alle Jahre etwas davon. Da dachte er an seine armen alten Aeltern, und schickte ihnen monatlich ein gewisses an Gelde. Das ist die größte Freude für mich, sprach er oft, wenn ich daran denke, daß meine Aeltern

durch mich ein ruhiges Alter erleben, und daß ichs ihnen doch einigermaaßen vergelten kann, was sie mir Gutes gethan haben. (Sir. 3, 14.)

Sir. 8, 29. 30. Ehre deinen Vater von ganzem Herzen, und vergiß nicht, wie sauer du deiner Mutter worden bist.

32. Die neidische Nachbarin.

Eine Bauersfrau hatte eine treffliches Ackergut, und Vieh, so gut als einer im Dorfe; und doch gönnte sie keinem Menschen etwas Gutes. Des Abends, wenn das Vieh zu Hause kam, stellte sie sich in die Hausthüre, und ärgerte sich, wenn eine gute Kuh vorbeigieng, die dem Nachbar gehörte. Wenn sie auf dem Felde guten Flachs sah, der ihr nicht zugehörte: so sprach sie: „Ich „weiß nicht, wie es die Leute machen. Ihnen „geräth alles, und mir gelingt nichts.“ Gleichwohl gewann sie dabei nichts, schadete sich vielmehr. Denn weil sie sich immer ärgerte und zankte, war sie auch beständig kränklich, und starb in ihren besten Jahren am Gallenfieber, als einst des Schulzen Frau von einem entfernten Verwandten hundert Thaler geerbt hatte. (Sir. 14, 9. 10.)

33. Der Freund in der Noth.

„Gevatter, meine andern Pferde sind auf der „Reise, und die ich zu Hause habe, sind krank ge-

„worden. Wenn ich doch einen Freund hätte, der „mir meine gesäeten Erbsen unterpflügte: die Vögel „fressen sie sonst auf. Helft mir doch, Gevatter, „nur einen halben Tag; eure Erbsen sind ja in der „Erde!“ So sprach Hans zu Christian. Und dieser erhörte seine Bitte und half ihm. Seit der Zeit war Hans dem Christian sehr gut und rühmte es oft, daß er ihm damals in der Noth geholfen hatte.

Wer uns in der Noth hilft, der ist unser wahrer Freund. (Sir. 6, 7. 15)

Wenn man Hülfe nöthig hat; dann muß man mit Bescheidenheit darum bitten: und wenn man Hülfe erlanget hat; die Dankbarkeit nicht vergessen.

34. Die Folgen des Unfriedens.

Eine Dorfschaft Bauern lebte lange in Frieden und Wohlstande. Einst aber, als die neue Kirche gebaut wurde, verzürnten sich die Frauen darüber, daß sie sich nicht vereinigen konnten, wer auf der ersten oder zweiten Bank sitzen sollte? Da kam Feindschaft und Plauderei unter die Leute; woraus Zänkereien im Umgang, und vor Gericht entstunden, also daß sie aus Verdruß, und wegen beständiger Processe ihre Wirthschaft versäumten, und große Unkosten hatten. Und es währte nicht eines Mannes Leben; so hatten sie sich alle arm gezankt.

Friede ernährt, Unfriede verzehrt.

Wehre den Plaudereien, und ersticke sie im Anfange, sonst ersticken sie dich. (Sir. 8, 4. 13.)

Der Stolz ist die Ursache der meisten Feindschaft.
Sey nicht begierig nach eitler Ehre! (Gal 5, 26.)
Der Klügste giebt nach!
Verläumde deinen Nächsten nicht! 3 Mos. 19, 16.

35. Der Vater und der Sohn.

Ein Vater sprach einst zu seinem Sohne Wilhelm: „Mein Sohn, du hast jetzt eben gebeten, Gott möchte „die Speise, die er gegeben, segnen und uns gedeihen „lassen. Hat denn Gott die Speisen gegeben?"

Wilhelm. Ja, Vater.

Vater. Ich denke, wir haben sie uns durch Arbeit verschafft, und deine Mutter hat sie gekocht, und auf den Tisch gebracht.

Wilhelm. Aber wir konnten sie doch nicht wachsen lassen; wir konnten dazu keinen Regen und Sonnenschein schaffen, und uns auch die Gesundheit nicht selbst geben, die zu Bearbeitung der Erde nöthig war; wir konnten auch kein Wasser und Feuer zum Kochen schaffen, oder das Holz so einrichten, daß es brennt.

Vater. Sollten deine Kleider auch wohl eine Gabe Gottes seyn? Die kann man ja kaufen. —

Wilhelm. Eben auch, lieber Vater. Denn sie sind entweder von Leinen, oder Wolle. Nun wächst der Flachs, wie das Getreide aus der Erde, und die Wolle kommt von den Schaafen, die sich von dem was aus der Erde wächst, ernähren. Dieses Wachsthum aber ist eine Gabe Gottes! Und hätten wir kein Geld, durch die Arbeit mit gesunden Gliedern,

verdienen könnten; so können wir auch nichts kaufen. Also alles Gute kommt von Gott!

Vater. Aber giebt Gott dergleichen mittelbar, oder unmittelbar? und muß der Mensch auch etwas dabei thun?

Wilhelm. Mittelbar, oder durch Mittelursachen, wie hier Regen und Sonnenschein, Gras und Getreide sind. Und dazu gehört die fleißige und verständige Arbeit des Menschen nothwendig mit. Aber Gott giebt Segen und Gedeihen zur Arbeit, wenn wir fromm sind.

Da freute sich der Vater über seinen verständigen Sohn. Er küßte und segnete ihr.

„Gott hat dir," sprach er, „viel Erkenntniß gegeben, mein Sohn! Hilf nun, so viel du kannst, „daß das Gute, was du weißt, bekannter und „immer mehr ausgebreitet werde." (Sir. 21, 18.)

Gott hat alles weislich geordnet und eingerichtet. Er ist ein Gott der Ordnung, und regiert, als die erste Ursache, alles, was er gemacht hat, mittelbar, oder durch Mittelursachen. Wer die Ordnung in allen Sachen liebt, der gefällt Gott. (Jer. 51, 15.)

36. Der glückliche Waise.

Karl war acht Jahre alt, da seine Mutter starb, die als eine arme Wittwe, bei der Theurung sich und ihr Kind kümmerlich ernährt hatte. Als sie starb bezahlte die Obrigkeit den Sarg, der Prediger Schulmeister und die Träger begruben sie umsonst. Da

die Leiche zur Erde bestattet war, und das Volk aus der Kirche gieng, blieb der brave Prediger auf dem Kirchhofe stehen, und ließ die Männer um sich her versammeln. Laßt uns ein gutes Werk thun! sagte er. Es taugt nichts, daß wir den Jungen der verstorbenen Wittwe mit dem Brodsack herumziehen und betteln lassen. So viel Recht haben Fremde bei uns; der Einheimische muß einen Vorzug haben, und leicht könnte bei dem Kleinen das Sprichwort eintreffen: jung gewohnt, alt gethan! Besser ist es also, wir geben ihm nach der Reihe den Tisch. Sogleich verstanden sich 14 wackere Bauersleute dazu, und der Pfarrer machte es aus, an welchem Tage jeder dem Knaben zu essen geben sollte.

Nun war noch die Frage: wer wohl den Kleinen kleidete und beherbergte? Die Kleidung versprach sogleich der Prediger zu schaffen; nur mit der Herberge gab es noch Anstand. Herr Pfarrer, rief endlich der Todtengräber: Ich habe der Mutter ihr letztes Haus umsonst gemacht, geben Sie mir nun auch den Sohn! Er soll Dach und Fach bei mir haben, weil ich nichts besseres für ihn thun kann. Sogleich führte er Karl nach Hause, sah fleißig darauf, daß er sich reinlich und ordentlich hielt, und Karl war so fromm und fleißig, daß ihn jedermann liebte. In der Schule gab er recht Acht und war aufmerksam, so lernte er viel Gutes. Seinen Kostherrn bot er sich zu allerlei kleinen Diensten an, dankte Gott täglich für seine Versorgung und betete für seine Wohlthäter. End-

lich lenkte Gott das Herz eines Edelmanns im Dorfe; der erbarmte sich seiner, und machte ihn zum Aufwärter bei seinem Sohne. Als er und sein junger Herr größer wurden, da rettete Karl durch seine Treue und Tapferkeit seinem jungen Herrn einst das Leben, und dieser setzte ihn, da sein Verwalter starb, über seine Güter; denn Karl war klug und konnte fertig schreiben und rechnen.

Sir. 11, 21. Vertraue Gott; denn ihm ist es leicht, die Armen reich zu machen.

37. Der Furchtsame.

Ein Schornsteinfeger (Kaminfeger) gieng spät zurück nach der Stadt. Ihm begegnete Hans, den sein Herr mit Pflugeisen nach der Stadt geschickt hatte. Als nun beide an der Ecke eines Busches zusammentrafen, da erschrack Hans gewaltig; denn er war von seinen unverständigen Aeltern wenig zur Schule angehalten worden, und hatte daher von der Thorheit und Schädlichkeit des Überglaubens, und daß es durchaus und überall keine Gespenster und Hexen gebe, nicht gehöret. Er warf also die Pflugeisen eilig weg, sprang und lief, so schnell er konnte, über Graben und Zäune nach Hause. Der Schornsteinfeger, der seiner Furcht spottete, nahm die Pflugeisen auf. Als Hansens Herr nach den Eisen fragte, waren sie nicht da. Und Hans hatte sich so erhitzt und geängstiget, daß er ein Fieber bekam, woran er beinahe gestorben wäre. Er blieb beständig dabei, er hätte ein schwarzes Ge-

spenst gesehen. Nach einiger Zeit schickte des Schornsteinfegers Herr dem Bauer die Pflugeisen wieder. Die Geschichte kam an den Tag; und Hans ward von Kindern und Alten verlacht, und seiner kindischen Furcht wegen verachtet.

Furcht ist beständig bei Unwissenheit und Aberglauben. (Weish. 16, 6. 12. 13.)

38. Der Abergläubige.

Ein Knecht, Namens Fritz, hatte gierig warme Mehlklöße (Knöpfle) gegessen, die ihm der Großknecht Bartel auf den Teller gegeben, und war davon krank geworden. Vor einiger Zeit hatten sich beide gezankt, und nun glaubte Fritz, Bartel hätte ihn durch die Mehlklöße behext. Um recht gewiß zu seyn, gieng Fritz zu einem betrügerischen alten Weibe, die im Dorfe wohnte, und fragte dasselbige für zween Batzen um Rath. Sie sprach, wie gewöhnlich, gleich von bösen Leuten, die ihm was angethan hätten ꝛc. Nun meinte Fritz, er hätte Recht, und verklagte Barteln bei der Obrigkeit.

Aber diese war verständiger, und suchte die Ursache der Krankheit in der Ueberladung des Magens durch allzugieriges Essen der Klöße, und der Arzt ließ Fritzen ein Brechpulver einnehmen. Das alte Weib ward mit einer schimpflichen Strafe belegt, weil sie die Dummheit unter den Leuten beförderte. Fritz aber, der durch bessere Belehrung und durch den Erfolg des Brechmittels, indessen zu Verstande

gekommen war, mußte Bartel die Beschuldigung abbitten, und sich mit ihm versöhnen.

Aus Aberglauben entsteht viel Unglück und Feindschaft unter den Leuten, die sich unter einander lieben sollten. Wehe den Betrügern, durch welche dieses Aergerniß kommt. Ein Aergerniß geben, bedeutet hier, etwas thun, wodurch die Menschen ärger oder schlimmer werden.

39. Allzuviel ist ungesund.

Wenn Christoph auf eine Hochzeit, oder ein andres Fest geladen war; so aß und trank er so viel, daß er Sinne und Verstand verlor, und hernach krank wurde. Während des Trinkens, ehe er völlig betrunken war, fieng er mit den Leuten allerlei Händel an, so, daß er noch ohnehin braun und blau geschlagen nach Hause getragen wurde. Denn er glaubte, das hieße einen Ehrentag feiern, und sich recht lustig machen, und darum würde so viel Essen und Trinken aufgetragen, damit ein jeder sich krank essen und um den Verstand trinken sollte. Aber Christoph hatte auch wenig Gutes von seinen Aeltern und in der Schule gelernet, und kein verständiger Mensch war gern in seiner Gesellschaft. (Sir. 31, 37. 40.)

Sei fröhlich bei dem Genuß der göttlichen Gaben; aber laß dich deine Zunge nicht zur Unmäßigkeit verführen. Halte Maaß in allen Dingen. Un-

mäßigkeit ist eine größere Sünde, als man gemeiniglich glaubt! (Sir. 37, 32. 33.)

40. Der böse Knecht.

Hans war von schlechten Eltern erzogen, und kam in der Jugend zu einem liederlichen Herrn, der auf das Seinige nicht Achtung gab. Da ward er denn vollends liederlich.

Des Nachts lag er im Wirthshause, und des Tages schlief er auf dem Felde bei dem Pfluge, oder wo er sonst allein war. Das Vieh übertrieb und überjagte er; aus der Stadt kam er stets betrunken; und so warm als das Vieh denn war, so warm brachte er es auch entweder an die Krippe, oder ins Wasser. Sein Zug bestand auch stets aus lahmen und blinden Pferden, und sein Herr verlor durch seine Liederlichkeit in kurzer Zeit das ganze Gespann Pferde. Endlich starb er selbst, elend, arm und von niemanden beklagt.

Nachläßigkeit, Untreue, und Liederlichkeit des Gesindes verursacht großen Schaden, und bringt um den Segen Gottes, und um die Liebe der Menschen. (Tit. 2, 9. 10.)

41. Vom Nutzen des Lesens und Schreibens.

Ein verschuldeter, aber arglistiger Bürger erfuhr, daß Hans, der weder schreiben noch lesen konnte, Geld geerbt hatte, und es gern auf Zinsen auslei-

hen wollte. Er gieng also zu Hansen und versprach ihm sechs Gulden, für jedwedes Hundert Gulden an Zinsen zu geben, ihm sein Haus zu verschreiben, auch das geliehene Geld in einem Jahre wieder zu bezahlen; doch mit dem Bedinge, daß Hans es nicht unter die Leute bringen sollte. Das gefiel Hansen wohl, er holte das Geld, nebst Feder, Papier und Tinte. Der Bürger schrieb einen ganzen Bogen voll nichtswürdiger Possen hin, und statt seines Namens, einen Namen, den keiner aussprechen konnte. Der Bauer verwahrte diesen Bogen sorgfältig, und der Bürger nahm das Geld. Kurz darauf gieng der Bürger in die weite Welt. Laß ihn laufen, sprach Hans, ist mir doch das Haus verschrieben, und das ist mehr werth, als die Schuld. Da machte sich Hans auf den Weg, und meldete sich bei dem Rathe der Stadt. Aber als er den Bogen in den Gerichten vorzeigte, so ward er abgewiesen, weil nicht ein Wort von einer Schuldverschreibung darauf stand. Des Bürgers anderweitige Gläubiger werden bezahlt; denn die hatten sich besser als Hans vorgesehen. Nur Hans gieng leer aus. Als er nun traurig nach Hause kam, sprach er: ach, hätte ich doch schreiben und lesen gelernt! Und von der Zeit an schickte er alle Tage seine Kinder in die Schule, wo sie schreiben und lesen lernen konnten. (Sir. 32, 24.)

42. Die Besserung.

Karl hatte des Sonntag Morgens, ehe er in die Kirche gieng, sein schadhaftes Dach und Geschirr besehen, und nahm sich vor, beides auszubessern. In der Kirche redete der Prediger von der Besserung, die ein jeder Mensch nöthig hätte, und wie man oft nachsehen müsse, ob man nichts von schlimmen Gewohnheiten an sich habe, so wie ein guter Wirth oft nach seinem Geräthe sehen müsse, ob es nicht einer Besserung benöthigt sei? Da ward Karl gerührt; und als er über sich selbst nachdachte, da fiel ihm unter andern seine zornige Gemüthsart ein. Nach der Predigt gieng er hin zum Prediger, sagte, daß es ihm leid sei, im Zorn oft Unrecht gethan, und manchen beleidigt zu haben, und bat ihn um guten Rath, was er zu thun hätte, um von dieser bösen Gewohnheit los zu werden? Da rieth ihm der verständige Prediger, zu seinen Feinden hinzugehen, und sich mit ihnen zu versöhnen, hernach alle Tage an den heutigen Vorsatz im Gebete zu denken, und wo sich ins künftige eine Gelegenheit zu Unwillen zeigt, gleich wegzugehen, und den Anfang zu vermeiden.

Als Karl dieses einige Zeit ehrlich gethan hatte, ward er friedfertig, das ist, besser als vorhin bei seiner zornigen Gemüthsart, und das heißt, sich bessern, oder bekehren. (Jer. 7, 5.)

Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und ein jeder zur Erkenntniß der Wahrheit komme.

43. Der wohlthätige Arme.

Karl diente bei einer armen, aber frommen Herrschaft, wo es bei der schlechten Zeit nicht stets vollauf gab. Doch murrte er niemals deswegen, wie es viele thun, sondern behalf sich, so gut er konnte. Wenn er die vielen Bettler sah, die damals herumgiengen, sprach er oft zu sich selbst: Wie glücklich bin ich, in Vergleichung mit diesen! Ich habe Dach und Fach, täglich warm Essen, und ein Bette. — Aber diese . . . Dann theilte er sein weniges Brod mit den Bettlern, oder sprach Bemittelte für sie an, und gab ihnen sonst guten Rath.

Auch Arme können und sollen gegen diejenigen, die noch hülfloser sind, als sie, auf mancherlei Art wohlthätig seyn.

44. Die Fremden.

Ein Mann und seine Frau, die aus ihrem Vaterlande durch böse Leute vertrieben waren, kamen im harten Winter in ein kleines Dorf. Sie stellten der Gemeine ihre Noth aufrichtig und beweglich vor, und baten um die Erlaubniß, bei ihnen zu wohnen. In diesem Dorfe waren gute gastfreie Leute; daher wurden die beiden Fremden liebreich aufgenommen. Man wies ihnen eine Stelle zur Wohnung an, und versorgte sie mit den nöthigsten Bedürfnissen.

Seht, Kinder, wie Gott diese Gastfreiheit belohnte. Diese Fremden lehrten aus Dankbarkeit die Leute

im Dorfe viele neue und nützliche Dinge, und verschiedene Handgriffe, wodurch ihr Ackerbau besser von statten gieng als vorher. Sie machten sie mit Futterkräutern bekannt, von denen man im Dorfe damals noch nichts wußte, z. B. dem türkischen und Monatsklee (Esparsette und Luzerne.) Sie zeigten den Einwohnern, wie, wann und wo man sie bauen, wie man sie behandeln, dürre machen und zu Saamen ziehen müsse, u. s. w. Nun hatte das Dorf eben viele schlechte, weit abgelegene Felder, denen man auch mit dem Dünger nicht nachhelfen konnte, die daher zum Theil ganz öde lagen, weil sie wenig mehr als doppelte Aussaat einbrachten. Alle diese Felder besäete man nun, auf Anrathen der Fremdlinge, mit türkischem Klee, der ganz artig darauf fortschlug, und alle Jahre, wenn die Dürre nicht ausserordentlich war, zweimal abgemähet werden konnte.

Das Futter lobten die Bauersleute ungemein, und ihrem Vieh schlug es sehr gut an. Den Monatsklee (ewigen Klee) säeten sie auf besseres Feld, und wenn es die Umstände erlaubten, ganz nahe bei dem Dorfe, weil man, wie sie sagten, seine Zuflucht immer dahin nehmen könnte, wenn sonst nichts zu haben wäre: denn er kann fast alle Monate abgeschnitten werden; und heißt daher Monatsklee. Von den Fremdlingen lernten sie ihn auch für den Winter frisch erhalten. Sie gruben nemlich, wenn sie keine hölzerne Geschirre hatten, in ihren Höfen an einer schicklichen Stelle ein Loch, schlugen das um

und um mit Letten aus, daß es wasserfest wurde; schnitten dann den Klee auf dem Strohstuhl, traten ihn fest in das Loch, und salzten immer darzwischen, wie man das Kraut einsäuert. Zuletzt schlugen sie es fest mit Lehmen zu, und machten, um den Regen abzuhalten, ein Strohdach darüber. Ihre Aecker lernten sie besser bedüngen, weil sie mehr Futter hatten, das Vieh zu Hause behalten, und meistens im Stalle füttern konnten. Die Aecker und die Viehzucht waren nun einträglicher als vorhin, und auf diese Weise wurden die Leute im Dorfe sehr wohlhabend.

Brich dem Hungrigen dein Brod, und die im Elend sind, führe ins Haus. (Es. 58, 7.)

Gastfrei zu seyn vergesset nicht. Denn mancher ist um seiner guten Absicht willen dadurch sehr glücklich geworden. (Ebr. 13, 2.)

45. Die Taglöhner.

Der Taglöhner Trägemann war träg und faul. Zur Arbeit mochte kein Mensch ihn haben, denn er hinderte nur die andern; und wer denn doch von ihm Arbeit gethan haben wollte, der mußte gewiß auch jemand bei ihm zur Aufsicht stellen.

Da ihm nun keiner gern was zu verdienen gab, ausser im Nothfall, wenn kein enderer zu haben war; so verdiente Trägemann auch wenig, konnte sich nichts zu gute thun, kam immer mehr und mehr von Kräften, und die Arbeit ward ihm von Tage

zu Tage saurer. Davon ward er nun auch endlich verdrießlich, mürrisch, neidisch und zänkisch gegen jedermann. Mit seiner Frau, die mit deu Kindern seiner Faulheit wegen, oft kein Brod hatte, führte er die unzufriedenste Ehe, und man sah ihm das Elend und den Mangel an. Einst, als sie des Abends von der Arbeit nach Hause giengen, klagte er gegen einen andern fleißigen Taglöhner, und sprach: „Wir armen Tagelöhner! Uns gehts recht übel!“ „Nein,“ antwortete der andere, „nur den Faulen unter uns geht es „schlecht. Wer arbeiten will und kann, dem mangelt „nichts, als das, was überflüßig, und also entbehrlich ist.“

Armuth folgt der Faulheit auf dem Fuß nach.

46. Der Hehler.

Hehlemann stahl selber nicht, aber die Diebe kamen bei ihm zusammen. Und weil er Bier schenkte; so verzehrten sie bei ihm viel Geld, das sie aus dem Verkauf des Gestohlnen gelöset hatten. Auch verkaufte Hehlemann selbst für die Diebe das Gestohlene. Endlich ward die Diebsbande gefangen, und Hehlemann von ihnen angegeben, der dan̄ mit ihnen zugleich gestraft wurde.

Wäre kein Hehler, so wäre auch kein Stehler.

Wer stehlen siehet, muß sich nicht scheuen, es anzugeben.

Wer da weiß, daß er etwas gestohlnes kauft, der ist ein Gehülfe der Diebe. (Spr. 29, 24.)

47. Die beiden Bauern.

Georg und Martin hatten ein jeder 30 Morgen Landes. Nach einiger Zeit kaufte Georg zu den seinigen noch mehrere hinzu, bis er es auf neunzig brachte: gerieth aber darüber in solche Weitläuftigkeit, daß er den Martin um Geld ansprechen mußte, um seine Abgaben zu bezahlen. Da sprach Martin zu ihm: „Ey „Gevatter Georg, wie geht das zu, Ihr wollt von mir „Geld borgen, und ihr habt viel Ackerland, und ich „nur wenig?“ „Das will ich euch sagen“ antwortete Georg: „Ihr habt wenig Land, und könnet alles selbst „aufs beste bestellen; ich aber muß theures Gesinde „halten, und dieses arbeitet unwillig und träge, ackert „schlecht, übertreibt mein Vieh zur Unzeit, und ärgert „mich krank. — Dadurch bin ich so zurückgekommen.“

Wer auf einmal zu viel umfaßt, hebt nichts in die Höhe.

Wer zuviel unternimmt, richtet wenig aus. (Sir. 11, 11.)

Was ein arbeitsamer Mann selbst thut, geräth besser, als was er durch andere Leute thun läßt, die nur ums Brod dienen.

48. Die Rekrutenaushebung.

Es war einmal im Kriege nöthig, daß Rekruten mußten ausgehoben werden und der Officier ließ deswegen diejenigen, welche das Loos getroffen, zusammenkommen. Unter diesen war einer, der weinte

sehr. „Schäme dich!" sagte der Officier: „du bist ein „treuer Unterthan, und fürchtest dich, deinem Herrn „und Vaterlande zu dienen, wenn deine Dienste nöthig „sind?" „Ach Herr!" sagte der Bursche: „aus Furcht „weine ich nicht; aber ich habe eine siebenzigjährige „gichtbrüchige Mutter, und eine Schwester, welche „durch die Pocken blind geworden ist, und diese beiden „habe ich bisher mit meiner Arbeit ernährt, die jammern mich so sehr." Der Officier fragte nach, ob dieses sich also verhielte? und als er es wahr befand, ließ er den Burschen zurück. Nach zwei Monaten starb die alte Mutter, und kurz darauf die blinde Schwester, und nun, sobald sie begraben waren, gieng der junge Bursche zum Regiment, und meldete sich. Denn er sprach bei sich selbst: Nun hält mich keine andere Pflicht ab, meinem Landesherrn zu dienen, und wenn sich der gute Officier an mir nicht betrogen findet: so ist er vielleicht gegen andere eben so gütig, als er gegen mich gewesen ist.

Edle Gesinnungen sind an keinen Stand gebunden.

49. Die Strafe.

Es war ein Mensch in einem Dorfe, der viel Geld hatte, und weil er sehr unverständig war, so bildete er sich auf seinen Reichthum viel ein, und wollte alles mit Geld zwingen. Dieser Mensch hatte einmal eine böse Handlung begangen, und sollte andern zum Exempel gestraft werden. Die Obrigkeit hatte

eine öffentliche Leibesstrafe für ihn bestimmt, um seinen Stolz zu demüthigen. Gleich war er mit seinem Gelde bereit; und wollte sich von der Strafe loskaufen. „Nein,“ sagte die Obrigkeit, „du hast öffentlich „und aus Uebermuth gesündigt, du mußt auch öffentlich beschämt und gestraft werden. Der Reiche muß „eben sowohl Recht thun, und der Ordnung sich unterwerfen, als der Arme.“ Da lobten alle Leute im Dorfe die Gerechtigkeit dieses Ausspruchs, und ein jeder ward dadurch zufrieden gestellt und gebessert.

Siehe des Reichen Geschenke nicht an im Gerichte; sondern sei unpartheiisch, wenn du richtest.

Gottes und der Obrigkeit Gebote müssen Arme und Reiche befolgen.

Spr. Sal. 20, 30. Man muß dem Bösen wehren mit harter Strafe und mit ernsten Schlägen, die er fühlt. (Sir. 5, 12.)

50. Der Heuchler oder Augendiener.

Klaus diente bei einem Herrn, der andere Geschäfte hatte, und der nur zuweilen, und nicht alle Stunden, nach seinen Leuten sehen konnte. Diese Stunden merkte sich Klaus. Wenn er nun wußte, daß sein Herr kommen würde, dann arbeitete er, als wenn er sich todt arbeiten wollte. War der Herr weggegangen, so ließ er die Arbeit liegen, und that unnütze Dinge. In der Kirche stellte er sich fromm an, seufzte und weinte. Aber heimlich übte er die

liederlichsten Streiche aus. Sein Herr hielt ihn lange für einen treuen Diener, denn Klaus sprach oft mit ihm davon, daß es unrecht sey, faul und untreu zu seyn, und klagte über die andern, wie viel er wegen seiner Treue von ihnen leiden müßte. Einst aber traf ihn sein Herr unversehens über einem wichtigen Diebstahl an, und als er gefangen gesetzt wurde, da kamen alle seine bösen Streiche an den Tag. Er ward doppelt gestraft.

Ein Heuchler ist der schändlichste Bösewicht, denn er will nicht allein Menschen, sondern auch Gott betrügen. Aber irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. (Matth. 6, 5)

51. „Woher bin ich?"

So fragte ein nachdenkender Knabe seinen Lehrer, „wie bin ich auf die Welt gekommen?" Ach mein liebes Kind! versetzte der Lehrer, wenn ich dir die Frage recht genau beantworten soll: so brauche ich viele Stunden dazu. Doch ich will deine Wißbegierde ganz befriedigen, wenn du mir aufmerksam zuhören willst. 1) Hast du schon gesehen, wie Bohnen, Flachs, Roggen, Dinkel, Gerste, Hafer, Linsen, Erbsen und andere Gewächse, die du kennst, wachsen? 2) Hast du nicht schon Hühner, Enten, Gänse, Tauben und andere Vögel brüten gesehen? 3) Hast du nicht schon in Karpfen, Hechten, Heringen und andern Fischen den Roggen, und bei Krebsen die kleinen Eierchen gesehen? Aus beiden werden

neue Fische und junge Krebse. 4) Endlich wirst du auch wohl schon trächtiges Vieh, z. B. Hunde, Katzen, Stutten, Kühe, Schweine, Schafe und dergl. gesehen haben?

Nun sieh! mein Kind! So wie aus dem Keime des Roggen= des Gersten= des Haferkorns, so wie aus der Bohne die neuen Gewächse entstehen und wachsen; so wie das Hühnchen im Eie gebrütet wird; wie die kleinen Fischchen aus den Rogeneiern herausschlüpfen; so wie alle Schmetterlinge aus den Hülsen der Puppe, die zuvor eine garstige Raupe war, sich herausdrängen; so wie Hunde, Kazen, Schweine, und Stutten Junge werfen: so wächst der Mensch, als ein Kind, unter dem Herzen seiner Mutter, und wird von ihr, mit den grösten Schmerzen, sogar mit Todesgefahr gebohren. So sind alle Menschen von ihren Eltern und diese wieder von den ihrigen, und so immer aufwärts. Aber nicht wahr? immer kann das nicht so zurück gehen? „Nein! sagte der Knabe: irgend einmal muß eine Mutter gewesen seyn, die von keiner andern Mutter gebohren wurde.“ Recht, mein Sohn! sprach der Lehrer: irgend einmal müssen keine Thiere, keine Pflanzen keine Bäume, kein Getraide gewesen seyn. Alles ist aus seinem Saamen, aus seinen Keimen; aber wo kam nun der erste Keim, das erste Thier, die erste Mutter her? Siehe mein Kind! das ist deine Fra-

ge: Woher bin ich? das heißt ebensoviel, als: woher ist alles?

Daß die geringste Sache
Sich von selber mache —
Wer hat dieß je gesehn?
Wo ist dieß je geschehn?

32. „Woher ist alles?"

Diese Frage soll ich dir beantworten, fuhr der Lehrer fort. Nichts macht sich in der Welt von selbst: sondern es wächst entweder, oder wird gebohren, oder es wird von Menschen verfertigt. Wer nun etwas verfertigen will, z. B. Schuhe, Kleider, Hausrath u. dergl. der hat 1) Stoff oder Materie, woraus er etwas verfertigen kann; 2) Werkzeuge, wodurch und womit er den Stoff bearbeitet, und 3) Verstand und Geschicklichkeit, Kraft und Willen, etwas, was er sich vorstellt, ehe es da ist, aus der Materie zu machen. „Ja, sagte der Knabe, das sehe ich bei allen Handwerkern und Künstlern, selbst bei den Bienen und Schmetterlingen sehe ich das." Nun gut! fuhr der Lehrer fort: Wenn nun einmal gar nichts da war, d. h. kein Stoff, keine Materie, kein Keim, kein Thier, keine Werkzeuge und auch keiner, der den Verstand und die Geschicklichkeit hatte, etwas zu machen, — wie konnte da wohl alles entstehen, was du in der Welt siehst?

Wenn aber Jemand ein Haus bauen will, verschafft er sich nicht vor allem Holz, Steine und andere Materialien? Wenn Jemand will, daß sein Acker Früchte trage, verschafft er sich nicht Saamen? — Wenn also nur Jemand, wenn Einer da gewesen wäre, der den ersten Saamen gemacht hätte, woraus denn Pflanzen, Bäume und Gewächse wachsen; der den ersten Vogel gemacht hätte, der da Eier legte und sie ausbrütete; der die ersten Fische, Krebse, Schmetterlinge, die ersten vierfüßigen Thiere machte, von denen die andern entstanden; der die erste Mutter erschaffen hätte, von der das Menschen-Geschlecht abstammen konnte: — Wenn nur Jemand da gewesen wäre, der den Verstand, die Kraft den Willen und die Macht gehabt hätte, die Materie hervorzubringen, aus der nun alles entsteht und verfertigt wird: dann würde man wissen, woher alles ist. „O ja! sagte der Knabe: wo ein Kunstwerk ist, da muß auch ein Künstler seyn!“ Wohl! versetzte der Lehrer: es muß also Einer gewesen seyn, der die Erde (woranf alles wächst, gebohren und verfertigt wird) schuf, d. h. machte, und doch nichts dazu hatte, woraus er sie machen konnte. Es muß Einer da seyn der — Sonne, Mond, Sterne und was auf denselben ist, mit einem Worte: Es muß Einer da seyn, der die Welt schuf. Von Ihm, von Ihm ist alles, was da ist.

Oft kann ich den nicht sehen,
Der eine Sache macht,

Die Ursach nicht verstehn,
Die sie hervorgebracht.
Und doch hat alles, was geschieht,
Wenn man auch nicht die Ursach sieht,
Wahrhaftig eine Ursach!

Das alles, was mein Aug erblicket,
Der blaue Himmel und die grün geschmückte Flur,
Das, was uns nützt, und das was uns entzücket,
Die ganze liebliche Natur,
Des Sternenhimmels schöne Pracht,
Hat sicherlich kein Mensch gemacht.
Wie gut, wie mächtig muß der seyn,
Der so die Menschen kann erfreu'n!
Wie soll ich dich, du groser Schöpfer! nennen!
Du Guter! lehre du mich kennen,
Du Freundlicher, du Gütiger!

Wer hat dort Sonn und Mond erhöht?
Wer rief dem Sternenheere?
Wer schuf, was unsre Erde trägt?
Wer Flüsse, Berg und Meere?

Wer machte diese ganze Welt?
Das Nahe und das Ferne?
Wer hat am Himmel hingestellt
Die Sonne, Mond und Sterne?
Woher der Thiere grose Zahl?
Wer machte Felder, Berg und Thal,
Und Bäume, Frücht' und Blumen?

Dieß alles, alles gros und klein,
Ist dein Werk, Unsichtbarer!
Du schufest alles, du allein
Bist Schöpfer und Bewahrer.

53. Durch Ihn leben und sind wir.

Nicht genug, sagte der Lehrer zu dem verständigen Knaben, daß wir den Acker bereiten und Saamen streuen. Der Erdboden bedarf auch noch Regen und Sonnenschein. Kann den der Mensch hervorbringen? — Wir säen und pflanzen. Aber wie geht es zu, daß aus der kleinen Eichel ein so großer Baum wird? daß aus Pflaumen- Aepfel- Kirschkernen Bäume werden? Kann der Mensch das machen? Wir Menschen können überhaupt nichts schaffen, d. h. ohne Materie hervorbringen. Es muß Einer da seyn, der mehr ist, als wir; der alles wachsen und entstehen läßt; der Regen, Wind, Sonnenschein, Schnee, Wärme und Kälte, Gewitter und Schlossen hervorbringt; mit einem Wort: es muß Einer da seyn, der noch täglich in der Natur alles schafft und erhält, was wir bedürfen.

Noch nicht genug: täglich essen und trinken wir, und suchen dadurch unser Leben zu erhalten. Aber kommt es denn auf uns an, daß wir noch leben? Wie gern würden wir immer essen, um nur immer zu leben! Aber der Mensch lebet nicht allein vom Essen und Trinken. Es muß also Jemand da seyn, der die Menschen endlich sterben läßt, wenn

sie auch, wie es ihre Pflicht ist, nach der Gesundheit leben. Und endlich: wenn wir krank werden, nehmen wir nicht mit Recht Arznei? fragen wir nicht, wie es nöthig ist, die Aerzte um Rath? Aber dennoch weißt du wohl, mein Kind; wie wahr das Sprüchwort ist: für den Tod ist kein Kraut gewachsen! Es ist Jemand, der unserm Leben ein Ziel gesetzt hat, wie weit es gehen soll. Es ist Einer, der alles schuf und erhält. Er ists, dem deine Eltern früh und des Abends, vor und nach Tische, in der Kirch, und bei andern Gelegenheiten danken, zu dem sie beten; Er ists, der da wollte, daß auch du, zwar natürlicher Weise, aber doch nach seinem Willen, gebohren werden, leben, dich deines Daseyns und seiner Wohlthaten freuen solltest. Er ists, den du einst, bei mehrerem Verstande, besser kennen, mehr lieben, mehr verehren sollst. Er ists, dessen Name du stets mit Ehrfurcht nennen müssest:

Gott

dein Schöpfer, Erhalter, Herr, Vater, Wohlthäter, Lehrer und Freund!

Wer schafft es, was in dieser Welt
Uns Nahrung, Kleidung, Heilung gibt?
Wer ist es, der die Welt beherrscht?
Wer ists, der uns als Vater liebt?

Zwar seh ich nicht die grose Kraft,
Wenn ich gleich das bemerke,

Was sie hervorbringt oder schafft;
So seh ich nur im Werke
Dich, großer Schöpfer der Natur,
Ich sehe deiner Allmacht Spur,
Denn du erschufest Alles.

Wenn du nicht wärst, so wär ich nicht,
Denn du hast mir mein Leben,
Du hast der Sonn ihr helles Licht,
Dem Winde Kraft gegeben.
Wenn ich dich gleich nicht sehen kann,
So bet ich dich voll Ehrfurcht an
Du unsichtbarer Schöpfer!

54. Woher ist Alles?

So antwortet das Buch der Bücher: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.

Gott sprach: er werde Licht, und es ward Licht.

Gott sprach: es lasse die Erde aufgehen Gras und Kräuter, die ihren Samen tragen; und Bäume, die da Früchte tragen, und wieder den Samen zu neuen Früchten bei sich haben. Und es geschah also.

Gott sprach: es rege sich das Wasser, und wimmele von lebendigen Geschöpfen, und allerlei Vögel müssen unter dem Himmel fliegen. Und es geschah also.

Gott segnete sie und sprach: seid fruchtbar, paaret und mehret euch! erfüllet das Wasser in Flüssen und Meeren und die Luft und die Erde!

Gott sprach: die Erde werde bewohnt von lebendigen Thieren aller Art, von Vieh und Gewürme aller Art! Und es geschah also.

Und nun sprach Gott: lasset uns Menschen erschaffen, uns selbst ähnlich, begabt mit der hohen Vernunft — daß sie herrschen über die Fische im Meer, über die Vögel unter dem Himmel, über das Vieh auf der ganzen Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kreucht. So schuf nun Gott den Menschen, sein eigen Bild, ein Ebenbild der GOTTHEIT. Er schuf Mann und Weib, segnete sie und sprach: seid fruchtbar, paaret und mehret euch! bevölkert die Erde! herrschet über die Erde und alles, was auf der Erde ist.

So ward (durch Gott ward) vollendet Himmel und Erde, mit allen ihren Bewohnern. Und nun sah Gott alles, was er geschaffen hatte: und siehe, siehe! es war alles sehr gut, sehr herrlich, schön, nützlich, weislich, gut und vollkommen.

Durch deine Macht, auf dein Gebot,
Bin ich, ist Alles, groser Gott!
Durch dich ist Alles worden.

Alles, was ich bin und habe,
Kommt, o groser Gott: von dir.
Du gibst jede gute Gabe,
Jede Freude schenkst du mir.

Du, mein Gott, hast mir mein Leben,
Hast die Eltern mir gegeben,
Gibst durch sie mir Trank und Speise,
Thust mir wohl auf alle Weise.
Du, der so viel Gutes thut,
O wie bist du doch so gut!

55. Die gute Gewohnheit.

In Christians Hause war die Gewohnheit, daß des Sonntags Abends Christian seine Kinder und seine Gesinde versammelte, und sie fragte, was sie aus der Predigt behalten hätten. Wer dann am meisten wuste, den ehrte Christian vorzüglich, und sprach mit ihm über das, was er wuste. Von dem Pfarrer borgte er immer schöne Bücher, und lies sich auch zuweilen eines durch ihn kaufen. Aus denselben las er entweder selbst vor, oder lies auch einen andern vorlesen. Wenn er sein Abend- oder Morgenlied sang, so mußten alle seine Hausgenossen zusammen. Niemand aber durfte so häßlich schreien, wie es sonst gewöhnlich ist. Mit gemäßigter Stimme mußte jedes mitsingen, daher man nirgends im Dorfe einen so wohlklingenden und rührenden Gesang hörte, als bei ihm. Auch war das Gesinde, welches bei Christian gedient hatte, Zeit seines Lebens zu kennen; denn es hatte dort etwas Gutes gelernt.

Wie viel Böses geschieht am Sonntage! Nur der feiert den Sonntag recht, der am Sonntage viel Gutes thut. (2 Mos. 20, 8.)

56. Leckermaul.

Leckermaul war von seinen Aeltern verzärtelt worden. Er aß dieses und jenes nicht. Er tadelte das Essen, und stiftete dadurch viel Böses unter seinem Mitgesinde, so daß die Speisen, die wohl hätten können, mit Dank gegen Gott, gegessen werden, oft verachtet wurden, und stehen blieben. Er kaufte sich Semmel (Wecken) oder Kuchen und Kaffee, und verbrachte damit liederlich seinen Lohn. Lange blieb er auch nicht bei einem Herrn; sondern ward bald abgedankt, weil er allenthalben Verdruß anrichtete. Als einst eine Theurung kam, bettelte Leckermaul aus Noth auch vor der Thüre einer gewissen Herrschaft, deren Essen er oft verachtet hatte, und erhielt mit Mühe ein Stük schimmlichtes Brod.

„Ach Gott," sagte er, „das habe ich hier verdient! wie oft war mir damals sehr gutes Essen „zu schlecht! wie oft habe ich das Essen verachtet! „Nun muß ich darben."

Spiegele sich ein jeder an diesem Beispiele! (Klagl. 4, 5.)

57. Vom Nutzen der wahren Frömmigkeit und von der Schädlichkeit des Lasters.

Ein fröhlich Herz, gesundes Blut,
Ist in der That ein großes Gut,
Und hat es Gott gegeben.
Ach dankten wir
Doch ihm dafür
In unserm ganzen Leben!

Wer Gott gehorcht, der dankt ihm recht,
Geschenk und Gaben sind zu schlecht,
Weil er das Herz begehret.
Wenn uns gefällt,
Was Ihm gefällt;
Dann wird er recht verehret.

Gott weiß am besten, was uns nützt;
Wer ihm gehorcht, der bleibt beschützt
Vor mancher Sorg' und Plage.
Wer Ihn verläßt,
Dieß glaubet fest!
Hat nie zufriedne Tage.

Ein Laster führt zum andern hin;
Sich zu verbergen muß er fliehn
Von Vaterland und Hütte.
Die Obrigkeit
Verfolget weit
Des Bösen flücht'ge Schritte.

Die Unruh seines Herzens geht
Mit ihm umher; und wo er steht,
Da nagt ihn Furcht und Kummer;
Der böse Rath,
Die böse That,
Verwehrt ihm Ruh und Schlummer.

Wer aber reines Herzens ist,
Und Gottes Wohlthat nicht vergißt,

Ihn durch Gehorsam ehret;
Den schützet Gott
In aller Noth;
Sein Segen wird vermehret.

58. Der Selbstbetrug.

Zwo Frauen, die sich seit einiger Zeit gram gewesen, begegneten sich an einem Brunnen, und jede wollte zuerst Wasser schöpfen. Denn jede behauptete: ihr Vieh könne keinen Augenblick länger warten. Hierüber geriethen sie in ein langes heftiges Gezänke, und mußten endlich, unter dem Gelächter aller Nachbarn, von ihren Männern auseinander gebracht werden. Das Vieh, um welches sie so besorgt gewesen, hatte indeß stundenlang Durst leiden müssen.

So hintergeht der Mensch sich selbst, wenn bei ihm böse Triebe rege werden! Diese Frauen glaubten selbst: sie zankten sich nur aus Sorgfalt für ihr Vieh, und doch zankten sie sich blos, weil sie einander haßten. Mit jeder andern hätten sie sich gut vertragen, und ihr gern erlaubt, zuerst zu schöpfen.

Gebt wohl Acht, Kinder, auf die geheimen Bewegungen, die in euch entstehen, damit ihr euch nicht selbst zu bösen und schädlichen Handlungen verführt! (Spr. 10, 12. Sir. 28, 1 — 6.)

59. Der ordentliche Kranke.

Wilhelm hatte einst das Fieber von schlechter Verdauung. „Wollt ihr nicht zu der weisen Frau schik-

„ken?" sprach diese; „oder zu dem Scharfrichter?" sprach jene unverständige Frau. Hans brachte einen Mann, der Arznei herumtrug, ins Haus, von diesem sollte Wilhelm Bergöl kaufen und einnehmen. Einer rieth gar, sich von einem Hexenmeister das Fieber stellen oder verschreiben zu lassen; und was dergleichen Thorheiten mehr waren. Aber Wilhelm sagte: „Nein, das thu ich nicht, meine „Gesundheit ist mir lieber. Es ist nicht genug, „das Fieber los zu werden, man muß auch nach- „her keine schlimmere Krankheit bekommen, als „das Fieber selbst ist. Ich will zum Pfarrer ge- „hen, und was mir der rathen wird, das will ich „thun." Dieser war ein verständiger Mann, und nachdem er einen geschickten Arzt über die Krankheit zu Rath gezogen hatte, ward für wenige Bazen Arznei die Ursache des Fiebers aus dem Leibe geschafft; und da hörte das Fieber, als die Wirkung, von selbst auf. Denn ohne Ursache ist keine Wirkung. (Sir. 38. 1-4. 6. 7.)

60. Gespensterfurcht.

Eine Magd wurde des Nachts in den Keller geschickt, um Milch zu holen. Aber bald kam sie mit blassem Angesicht und kläglichem Geschrei zurück: „ein Gespenst, ein Gespenst!" Wo denn? fragte der Hausvater. „Ach im Keller," stotterte die Magd. Karl, Christian und Dorchen, die Kinder im Hause, fiengen an zu lachen, weil sie wußten, daß es keine Gespenster giebt.

Kinder, sagte der Hausvater, geht einmal mit der Magd, und laßt euch das Gespenst von ihr zeigen. Die Kinder sprangen sogleich mit dem Lichte voran, und die Magd folgte ihnen furchtsam nach. Als sie in dem Keller angekommen waren, fragten die Kinder, wo denn das Gespenst sey? Da deutete die Magd in den Winkel hin, und sagte ängstlich: „ach dort, sehet, dort stehts! ganz weiß vom Kopfe bis auf die Füße." Die Kinder lachten von neuem — unerschrocken giengen sie auf die weiße Gestalt zu, und untersuchten dieselbe. Aber siehe, es war ein Hammelsschlegel, den die Mutter an den Fleischnagel gehängt, und mit einem weißen Tuche umschlagen hatte, um das Fleisch vor Mücken zu bewahren. — Jetzt schämte sich die Magd, und die Kinder dankten ihren Eltern dafür, daß sie ihnen von Jugend auf alle Furcht vor Gespenstern, Hexen, Poltergeistern u. dgl. lächerlich gemacht hatten.

61. Der Ungeduldige.

Klaus war krank, und die Krankheit endigte sich mit einem Ausschlag in der Haut. Ein verständiger Pfarrer, der ihn besuchte, rieth ihm, sich etliche Tage ruhig zu halten, und vor Verkältung zu hüten, und das Empfindliche des Ausschlages, wodurch die Krankheit gehoben würde, geduldig zu ertragen, ohne es durch Krazen und Reiben zu vermehren. Aber Klaus folgte diesem guten Rathe nicht; er verkältete sich, und kratzte sich allenthal-

ben wund. Dadurch wurden die Schmerzen vermehrt, und er ward immer ungeduldiger. Endlich schlug durch die oftmalige Verkältung der Ausschlag zurück, und Klaus mußte unter großen Schmerzen sterben.

Spr. Sal. 16, 32. Ein Geduldiger ist besser, denn ein Starker.

Einige Krankheiten sind blos empfindlich und schmerzhaft, aber nicht gefährlich, sondern vielmehr heilsam. Und nur unter der Bedingung, sie geduldig zu ertragen, wird der Kranke völlig gesund.

62. Der Sanftmüthige.

Hans wurde im Anfang, als er Schulze geworden, und auf Ordnung und Recht im Dorfe zu halten anfieng, oft von den Nachbarn angefeindet, und mit empfindlichen Reden gescholten. Aber er schalt nicht wieder, sondern sprach: „Ihr Leute, warum scheltet „ihr auf mich? Ich suche ja euer Aller Bestes. „Ohne Ordnung kann kein Dorf glücklich seyn. Mit „der Zeit werdet ihr das besser einsehen und mir „danken," und so geschah es auch.

Spr. Sal. 16, 32. Der seines Muthes Herr ist, ist größer, als der Städte gewinnet.

Vergeltet nicht Böses mit Bösem, sondern traget es sanftmüthig, wenn ihr um etwas Gutes willen leidet; so werdet ihr eurem sanftmüthigen Heilande Jesu Christo ähnlich. (1 Petr. 3, 9.)

63. Die bösen Bauern.

Die Bauern zu Bösendorf waren in der ganzen Gegend im übelsten Rufe. Aber es waren auch recht böse Leute: denn sie verrückten heimlich die Grenzen ihrer Herrschaft und ihrer Nachbarn; und wo ihr Ackerstück an eine Viehweide oder Gemeindeplatz stieß, da pflügten sie alle Jahre etwas ab, und wollten auf solche ungerechte Weise ihren Acker zum Schaden des gemeinen Wesens vermehren.

Ihr Vieh hüteten sie oft in eingezäunten Plätzen, oder auf andern verbotenen Grundstücken, wenn sie wußten, daß keine Aufsicht war, oder ließen es ohne Hirten Schaden laufen. Wem sie etwas zu geben hatten an Wein, Korn oder Zehenden, den betrogen sie wo sie konnten. Und Holz stahlen sie, wo nur etwas zu stehlen war. An ihre Kinder wendeten sie nichts, und gönnten ihnen nicht einmal den Schulunterricht. Sie selbst aber kamen so selten, als möglich, in die Kirche, den einzigen Ort, wo sie doch noch etwas Gutes hätten hören, und von ihrem Unrecht überzeugt werden können. Aber bei allem diesem Trachten nach unrechtem Gut blieben sie doch bettelarm, und kamen auf keinen grünen Zweig, und waren, wie schon gesagt ist, in der ganzen Gegend verachtet.

Wer Gränzen verrückt, ist Ursache an vielem Bösen. (5. Mos. 27, 17.)

Begehret nicht, was euch nicht gehöret.

Trachtet nach Recht, und lasset ab vom Unrecht; denn jedes Unrecht ist Sünde.

Nur diejenigen, die Gerechtigkeit lieben, können hier in diesem Leben ruhig und glücklich und nach dem Tode selig seyn. (Amos, 5, 14. 15.)

64. Der kluge Wirth bei der Theurung.

Als einst bei nasser Witterung das Getraide schlecht gerathen war, und der Scheffel Roggen acht Gulden galt, da rechnete Georg aus, daß er sonst gewöhnlich über 15 Scheffel Roggen zu Brod gebraucht hätte. Er fieng also gleich nach der Erndte zu sparen an, nnd kaufte 120 Simri Kartoffeln, (Erdbirnen) für 15 Kreuzer das Simri, das waren dreisig Gulden. Und nun verkaufte er sieben Scheffel Roggen für 56 Gulden, weil er, statt des mehreren Brods, nun Kartoffeln speisete; und gewann auf diese Weise bei der theuren Zeit, da fast ein jeder verlohr, 26 Gulden.

Denke in Zeiten daran, wie du dich einrichten willst; denn wenn die Noth einbricht, so ists zu spät.

65. Endzweck und Mittel.

Elisabeth sprach zu der Frau, bei der sie diente: „Ich wollte gern von Gott, von seinem Willen, oder von dem, was Gott befohlen und verboten hat, und wie ich beständig, und auch nach dem Tode, glücklich werden kann, so viel als möglich ist, wis-

sen.“ „Also,“ antwortete ihre verständige Herrschaft, mußt du hören, das heißt, Acht geben, und verstehen, was gelehrt wird; und auch lesen, das heißt, gedruckte oder geschriebene Wörter, und ihre Bedeutung, kennen und verstehen lernen. Des Hörens wegen geht man in die Predigt; wer lesen kann, der kann zu Hause noch in der Bibel, im Gesangbuch, oder sonst in einem guten Buche lesen. In der Predigt wird die Bibel erklärt, und wenn dieses gehörig geschiehet; so lernt man sie immer mehr und mehr verstehen. Was du nun daraus Gutes behalten oder gelernt hast, das mußt du fleissig und gern thun, und in Uebung bringen; Gott aber um Weisheit dazu täglich bitten. Dieses sind Mittel zu deiner Absicht. Wenn du diese Mittel treulich anwendest, so wirst du deinen Endzweck erlangen.“

Was ich zu erlangen wünsche, ist Endzweck, oder Absicht.

Wodurch ich diesen Endzweck erlangt, sind Mittel.

Wer sich gute Endzwecke vorsetzt, wie hier Elisabeth that, der ist auf dem Wege, gut zu werden.

Wer die rechten Mittel wählt, gute Endzwecke oder Absichten zu erlangen, der ist weise.

Wer uns diese Mittel bekannt macht, als Aeltern, Lehrer, Prediger, und wahre Freunde; der verdient unsern größten Dank.

66. Das Glück des Tugendhaften schon hier auf Erden.

Christian war in der Jugend von seinen Aeltern zur Schule angehalten, und zu Fleiß und Rechtschaffenheit gewöhnt worden, daher war er verständig, und liebte das Gute.

Als er groß wurde und heirathen wollte, da sah er vornehmlich nach einer fleißigen und tugendhaften Person, die er kannte: daher war sein Ehestand glücklich; denn sie liebten sich beide, und hielten über Ordnung und Zucht in ihrem Hause. Ihr beiderseitiger Fleiß machte dann auch, daß ihr Vermögen sich vermehrte; und von diesem Segen waren sie wohlthätig, und dienten gern mit Rath und That; daher war ihnen jedermann gewogen. Sie giengen allem Zank aus dem Wege, mengten sich nicht in Dinge, die sie nichts angiengen, und gaben einem jedem das Seinige. Daher blieben sie von Processen und Strafen frei, und die Obrigkeit mochte sie, ihrer guten Wirthschaft und Bescheidenheit wegen, sehr wohl leiden. Weil sie mäßig lebten, sich nicht ärgerten und zankten; so blieben sie gesund, und erreichten ein frohes Alter. Auch ihre Kinder geriethen wohl, weil sie ihnen mit gutem Beispiel vorgiengen, und sie von Jugend auf gewöhnten, Gutes zu thun.

So ist die Tugend der sichere Weg zur Glückseligkeit.

67. Das Testament.

Als Heinrich, der keine Notherben hatte, gefährlich krank war, sagte der Pfarrer zu ihm: „Wollt ihr „nicht etwa ein Testament machen, und in diesem „letzten Willen über euer Vermögen und Nachlaß „etwas festsetzen?" Lieber Herr Pfarrer!" sagte Heinrich: „das hab ich längst bei gesunden Tagen „gethan, um auf meinem Sterbebette nicht damit „beschäftigt zu seyn. Ich habe meinen letzten Wil„len, oder Testament selbst geschrieben, und in un„serm Gerichte niedergelegt." Auch liegt bei meinen Briefschaften ein Büchlein, worin alles richtig aufgeschrieben ist, was ich schuldig bin und einzunehmen habe. Da lobte der Pfarrer diesen verständigen Mann, der nicht allein die Ordnung geliebt, sondern auch bei gesunden Tagen an den Tod gedacht hatte.

Bedenke das Ende deines Lebens oft, so wirst du in allen Stücken weislich handeln.

68. Der sterbende Jüngling.

Ein junger Mensch, der in der Schule sehr fleißig, und seinen Aeltern gehorsam gewesen war, lag tödtlich krank. Die Aeltern hatten gleich bei dem Anfange der Krankheit einen verständigen Arzt zu Rathe gezogen; aber die Krankheit war nicht zu heilen. Sie betrübten sich nun sehr, als sie sahen, daß sie ein so wohlgerathenes Kind verlieren sollten, und weinten kläglich an seinem Bette. Da sprach er fol-

gende merkwürdige Worte. „Weinet und betrübt euch über meinen Tod nicht allzusehr, geliebte Aeltern! Gott läßt aus weisen Ursachen einen früh, den andern spät sterben. Wer Liebe und Vertrauen zu ihm hat, ist niemals, und auch im Tode nicht unglücklich. Dieser Glaube macht mich jetzt getrost. Mein Tod ist ja nur eine Veränderung meines Zustandes; ich komme aus dem bisherigen in einen andern und bessern Zustand; sollt ich mich dessen nicht freuen? Und da ich weiß, daß ihr mir alles Gute gönnet, geliebte Aeltern, so freuet euch! und habt vielen Dank daß ihr mich fleißig zur Schule angehalten; denn da lernt man, wie man tugendhaft und glücklich leben, und dann im Frieden sterben kann."

Der Tod ist nur denen schrecklich, die wenig gute Erkenntnisse haben, und von den väterlichen Absichten Gottes mit den Menschen nicht genug unterrichtet sind. (Spr. Sal. 14, 32.)

Lernt, Kinder, aus allen solchen Geschichten, wie viel Nützliches man in guten Schulen lerne!

69. Verschiedene Folgen des ordentlichen und unordentlichen Lebens.

Einst waren zwo Schwestern in einem Dorfe; die älteste war ordentlich und sittsam; und die jüngste war frech und liederlich.

Die älteste, nachdem sie eine Zeitlang fleißig und treu gedient hatte, heirathete einen guten Mann, mit dem sie vergnügt lebte.

Die jüngste aber ward ihrem Bräutigam untreu, und lief mit einem andern Manne davon. Dieser aber war selbst liederlich; und weil er gewahr wurde, daß sie mit andern freundlicher that, als mit ihm; so verließ er sie und ihr Kind in großer Armuth Sie bettelte sich nun nach ihrem Vaterlande zurück, wo sie von allen ihren vorigen Bekannten verachtet wurde. Indeß kam ihr unschuldiges Kind vor Hunger und Elend um, und weil sie lieber stehlen mochte, so kam sie ins Zuchthaus, worinn sie auch starb.

Des Lasters Bahn ist Anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen,
Allein sein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen;
Der Tugend Pfad ist Anfangs steil,
Läßt nichts als Mühe blicken!
Doch weiter hin führt er zum Heil,
Und endlich zum Entzücken.

70. Es ist mehr Gutes, als Böses in der Welt.

Christian sprach oft zu seinen Kindern: „Kinder, „wenn es euch wohl gehet, wenn ihr mit Lust esset, „wenn ihr gesund seid, wenn es schön Wetter ist, „wenn die Vögel singen, wenn ihr euch an dem „Anblick des Getreides, oder am Geruch der blumigten Wiese vergnügt — so danket Gott mit Freu„den, der alles dieses Gute giebt. Ich bin ein alter „Mann, aber wenn ich nachdenke, so hat mich Gott „weit mehr Freuden, als Widerwärtigkeiten erleben

„lassen, und ihr Kinder werdet dasselbe sagen müssen. „Z. B. Gegen einen Tag Krankheit wie viele Tage „Gesundheit! Das meiste Mißvergnügen macht der „Mensch sich selbst durch Unordnung, Leidenschaft „und Laster. Wer Gott recht aus Dankbarkeit liebt, „und durch Gehorsam ehret, für den ist die Welt „kein Jammerthal. Das Unangenehme in dem „menschlichen Leben ist entweder verschuldet, und „dann ist es als Strafe zur Besserung nützlich; „oder es trifft uns, ohne daß wir es veranlaßt ha„ben, und dann ist es Schickung oder Verhäng„niß des allerweisesten Gottes und Vaters, und im „Ganzen gewiß gut und nützlich. Z. B. Es übt „uns in der Geduld. Was dem einen nützt, das „schadet dem andern Dinge: so verschafft der Tod „eines eßbaren Thiers dem Menschen seine Klei„dung und Speise. So wie es nicht immer Tag „oder Frühling seyn kann, so kann es auch nicht „immer jedem Menschen nach seinem Sinne gehen."

In diesem Leben ist noch keine vollkommene und immerwährende Glückseligkeit. Wer einst vollkommen, und ohne Aufhören glücklich seyn will, der muß erst lernen tugendhaft und gut seyn, das ist, er muß Dankbarkeit und Mäßigkeit im Glück, und Geduld in Widerwärtigkeiten lernen. Beständige Glückseligkeit ist nach dem Tode der Lohn der Frommen. Es ist eine große Gnade Gottes, daß hier in dieser Welt schon mehr Gutes als Böses ist, und also sogar unsere Lehrjahre uns angenehm gemacht worden sind. (Ps. 116, 6.)

71. Der gute Soldat.

Als Christophs Sohn, Wilhelm, groß wurde, mußte er Soldat werden. Er gieng auch willig zum Regiment, weil er in der Schule gelernt hatte, man müsse gehorsam seyn, nicht murren, noch seinem eigenen Willen folgen. Er dachte: Gott hat mich zu diesem Stande bestimmt; denn alles, was geschieht, das geschieht nach Gottes weisem und gnädigem Willen.

Als er das lernen sollte, was man als Soldat wissen muß, gab er recht Achtung. Denn er hatte schon in der Schule Achtung geben gelernet. Er bekam auch keine Strafe wegen Nachlässigkeit, sondern ward in kurzer Zeit so geschickt, als der Beste in der Compagnie. Und weil er in der Schule sehr fertig schreiben und rechnen gelernt hatte, so nahm ihn der Adjutant des Regiments zum Schreiber an.

Im Kriege verhielt er sich wohl, war beständig da, wo er seyn sollte, plünderte und raubte nicht, sondern ließ sich an seinem Solde genügen. Was ihm befohlen war, das that er unerschrocken, und sprach oft andern Muth ein, die sich fürchteten. Brüder! rief er, wer Gott vertraut, der hat Herz. Wenn wir unsere Schuldigkeit thun, dann sorgt Gott für uns. Ein Schelm, der seine Fahne verläßt!

Wilhelm ward bald Unteroffizier, und endlich Feldwebel; da er dann von allen, die ihn kannten,

Achtung und Liebe genoß, auch sein gutes Auskommen hatte.

Wer in der Jugend gelernt hat, seine Pflicht zu thun, und in erwachsenen Jahren sie wirklich thut, der kann bei Gefahren und Beschwerlichkeiten sich vorzüglich auf Gott verlassen, und deswegen getrosten Muthes seyn. (Spr. Sal. 2, 7. 8. Luk. 3, 14.)

72. Die rechtschaffene Frau.

Marie hatte einen Mann, der sehr zum Zorne geneigt war, und bei allen Gelegenheiten in Heftigkeit und Eifer gerieth. Als Marie das merkte, vermied sie desto sorgfältiger alle Gelegenheiten zum Verdruß, und war so fleißig und ordentlich, daß ihr Mann fast keine Gelegenheit finden konnte. Wenn sie denn sah, daß er doch verdrießlich wurde; so war sie desto freundlicher gegen ihn, und widersprach ihm nicht. Oft bat sie Gott in ihrer Einsamkeit um die Besserung ihres Mannes, und um Geduld. Endlich ward sein Herz erweicht; und als sie einmal zum Abendmahle gehen wollten, bat er seine Frau, ihm all sein Unrecht zu vergeben, und versprach aufrichtig, sich zu bessern. Da betete Marie mit ihm zu Gott um Beistand zu diesem Vorsatze, und sie führten nachher eine glückliche und zufriedene Ehe.

Eine rechtschaffene Frau kann viel zur Besserung ihres Mannes beitragen. (Sir. 26, 1.)

Jac. 5, 19. Wer einem Menschen zur Tugend behülflich ist, hat grosen Lohn von Gott zu erwarten.

73. Die guten Brautleute.

Eine kranke Wittwe lag in einer elenden Hütte ganz allein. Einst hatten die Leute im Dorfe eine Hochzeit, zu welcher viel Essen gekocht wurde. Da sagte die Braut zum Bräutigam: „Uns geht es Gott Lob! so wohl. Wir haben Ueberfluß — aber wie viele mögen Noth leiden! Laßt uns an unserm Hochzeittage eine gute Handlung thun, und der armen kranken Frau dort ein wenig Essen schicken, oder selbst bringen!“ „Du hast Recht,“ sagte der Bräutigam, „ich liebe dich nun noch mehr als vorher, weil du so gut gesinnt bist.“ Da nahmen sie jedes etwas von guten Speisen, und trugen es selbst der armen Frau hin, und sorgten, daß die Frau, die bisher ganz verlassen war, Arzenei und Wartung erhielt. Die kranke Frau weinte vor Freuden, und segnete sie. Darauf giengen sie wieder nach dem Hochzeithause, und rühmten sich nicht etwa ihrer That vor den Gästen; aber sie waren ausserordentlich vergnügt. (Sir. 14, 14.)

74. Der ehrliche Handwerksmann.

Meister Ehrlich war ein Schmid, der eine geliebte Frau, und viele Kinder hatte, mit welchen er, weil er lange krank gewesen war, in Armuth lebte. Ihm

bot ein verächtlicher Mensch, der sich vornehm dünkte, ein großes Geschenk an, wenn er ihm einen Dieterich leihen wollte, das Schloß eines Kastens zu eröffnen, in welchem, wie er sagte, ein Brief an seinen Oheim verwahrt läge, den er gerne sehen wollte. Für kein Geld in der Welt, antwortete Ehrlich, was ihr sagt, ist schon böse, und vielleicht habt ihr noch was schlimmeres im Sinn. Da bot jener ihm zehn Dukaten an, daß er den entdeckten Vorsatz wenigstens verschweigen möchte. Schweigen will ich, antwortete der Schmid, aber aus Mitleiden, und in der Hoffnung, daß ihr euch bessert; nicht für Geld, um welches ein solcher Mensch, wie ihr, einen andern vermuthlich nur betrügen würde.

75. Ehrlich währt am längsten.

Ein Tischler (Schreiner) in der Stadt bekam von einem vornehmen Herrn einen Schrank (Kommod, Kasten) auszubessern, in welchem ohne Wissen des Besitzers eine verborgene Schublade war. Der Tischler fand sie, und in derselben eine Schachtel mit Edelsteinen von sehr großem Werthe. Schweige, schweige, rief in der Gegenwart seiner Frau und seiner erwachsenen Töchter einer seiner Bekannten, der ihn gerade damals besuchte, und ein Kenner von solchen Sachen war. Dieser besah das Gefundene genau, und sagte ferner: „Schweigt allesammt, ich „kann euch über 12000 Gulden dafür schaffen, da-

„von will ich nur hundert haben, das Uebrige bleibt „euer; aber schweigt.“ — Freund, antwortete der Tischler, was haben ich und ihr für ein Recht dar„an? Vermuthlich hat der unlängst verstorbene „Vater meines Gönners diese Kostbarkeiten, ohne „Wissen seiner Familie, daselbst verwahrt. Es ist „unrecht, zu verhehlen, was man findet, und also „ist es Pflicht, sie der Familie wieder zu geben.‘ Er brachte sie auch wirklich dem Eigenthümer des Schrankes. Dieser, voller Freuden, sagte ihm, das Gefundene wäre über dreißigtausend Gulden werth, sein Vater wäre plötzlich gestorben, in Gegenwart eines einzigen jungen Menschen; man hätte von dem Verstorbenen angeschrieben gefunden, daß er, einen Tag vor seinem Tode, diese Steine gekauft, und in Verwahrung genommen hätte; der junge Mensch wäre also des Diebstahls beschuldigt, und von der Obrigkeit ins Gefängniß gesetzt worden; wäre aber entflohen, und befände sich itzt an einem entfernten Orte. Dieses Unglücklichen gerettete Unschuld, setzte er hinzu, erfreut mich mehr, als der wiedergefundene Schatz. Rechtschaffener Mann, fuhr er fort, ich schenke euch so viel, als das Gefundene (denn dieß hatte der Tischler erzählt) von eurem Bekannten geschätzt wurde. Diese zwölftausend Gulden erhielt er auch. Nun berathschlagete er sich mit seiner Familie, was mit dem Gelde zu machen sei? Die Frau sagte: „O lieber Mann, nun müssen wir nicht län„ger Tischler bleiben; nun kann ich auch Ringe „und Armbänder tragen, wie meine reiche Nachba-

„rinn, die ich oft darauf angesehen habe; nun sol„len unsere Töchter keine Handwerker nehmen, son„dern Französisch, Italiänisch Tanzen und Musik „lernen, und auch vornehme Frauen werden.' Die eine Tochter lächelte sehr froh, erröthete etwas, kehrte sich zu ihrer Schwester und sagte: „Ei, das hätte ich in meinem Leben nicht gedacht, daß ich so glücklich seyn würde." Die andere aber, die schon einen Tischlergesellen liebte, sah den Vater an. „Handwerksleute wollen wir bleiben," sagte derselbe. „Ich „will euch kleiden, wie es einem wohlhabenden Tisch„ler ansteht. Nun will ich mir zur rechten Zeit „einen Vorrath von Holz anschaffen. Und," sagte er zu den Töchtern, „wenn ihr meinem Rathe fol„gen wollt, so bleibt in dem Stande, den ihr kennt „und dessen Sitten euch gewöhnlich sind. Doch „vor allen Dingen, muß ich erst eine Wohlthat aus„üben, zu der ich mir schon längst das Vermögen „gewünscht habe." Er gieng zu der verarmten Familie eines seiner verstorbenen Freunde, und sagte: „Euer Vater war mein Herzens-Freund, und ihr „seyd gehorsame und fleißige Kinder gewesen. Mich „aber hat ein glücklicher Zufall in den Stand ge„setzt, an euch zu thun, was euer Vater an den „Meinigen in gleichen Umständen gethan haben wür„de. Ich gebe einem jedem von euch beiden jährlich „funfzig Gulden, bis ihr euch selbst hinlänglichen „Unterhalt verschaffen könnt. Alsdann soll ein jeder „noch dreihundert zu dem Anfange seines Hauswe„sens haben." Wir wollen hoffen, die Frau dieses

Tischlers habe einsehen lernen, wie vernünftig ihr Mann sein Glück gebrauchte.

76. Briefe.

Eine Wittwe hatte eine einzige Tochter Marie, die sie sehr liebte. Doch konnte sie diese Tochter nicht stets um sich haben, denn sie war arm; darum hatte sich die Tochter in einem nahegelegenen Dorfe bei einer guten Herrschaft vermiethen müssen. Ihre Herrschaft zog endlich in eine grose Stadt, und sie mußte dahin folgen. Obgleich ihre Mutter es nicht gern sahe, daß Marie in der Stadt dienen sollte; so mußte sie es doch geschehen lassen, weil es mitten im Dienstjahre, auch die Herrschaft überaus gut war. Bei dem Abschiede nun ermahnte die Mutter ihre Tochter herzlich, sich vor Verführungen der Städte zu hüten. Da sagte Marie: Liebe Mutter, ihr könnt ja schreiben, und ich auch; schreibt mir zuweilen und erinnert mich an mein Versprechen, welches ich Gott und euch gethan habe, mich gut aufzuführen. Nach einiger Zeit schrieb die Mutter folgenden Brief an die Tochter:

Liebe Tochter!

Wie geht es dir in deinem neuen Zustande? Bist du noch gut und fromm, und hütest dich, daß du in keine Sünde willigest, noch wider Gottes Gebot thust? Ich bete zwar täglich für dich zu Gott, daß er deiner Jugend und Unerfahrenheit durch seinen Beistand zu Hülfe komme; aber du mußt auch be-

ten. Fliehe den Müßiggang, mache dir stets solche Geschäfte, die entweder deinem Leibe, oder deiner Seele wahren Vortheil bringen. Lebe mit deiner Herrschaft und auch mit deinem Mitgesinde in Friede und Einigkeit. Suche deiner Herrschaft Vortheil aus allen Kräften, und sie wird dir wieder helfen und dein Wohlseyn befördern. Und wenn sie dirs auch nicht dankte, so hast du doch Gott gehorcht, und ihm geglaubt. Gott aber läßt denen, die ihn durch Gehorsam ehren, alles zum Besten dienen. Es gehe dir also an Leib und Seele wohl!

Dieses wünscht,

deine treue Mutter.

Antwort der Tochter.

Liebe Mutter!

Wie gut ists doch, daß ihr schreiben könnt, und daß ich auch schreiben kann! Wir sind so weit von einander, und nun können wir doch manchmal so herzlich mit einander reden, als wenn wir beisammen wären. Euer lieber Brief hat mich recht gestärkt. Ihr habt wohl recht, liebe Mutter, daß Ihr mich vor Müßiggang warnet. Auf dem Lande, wenn ich meine gewöhnliche Arbeit gethan hatte, dann gieng ich in den Garten, und aufs Feld, und half, wo ich arbeiten sah. Aber hier ist das alles nicht. Dafür haben wir aber auch hier oftmals Wochenpredigten. Dann arbeite ich vorher

fleissig, und wenn sichs schicken will, so bitte ich meine Herrschaft um Erlaubniß, in die Wochenpredigten zu gehen.

Meine Herrschaft ist zufrieden mit mir, und ich mit ihr. Meinem Mitgesinde begegne ich höflich, wie sichs für ein so junges Mädchen schickt; und wenn sie manchmal auch mit Unrecht auf mich schelten, dann schweig ich still. Ich denke, wenn mich mein Gewissen nicht schilt, so werden mir unverdiente Scheltworte nicht schaden können.

Liebe Mutter, wenn Ihr mir es nicht verdenken wolltet — in diesem Briefe sind vier Gulden, die habe ich übrig, denn ich habe noch acht Gulden baar Geld, meine Kleidungsstücke sind ganz und gut. Nehmet doch diese vier Gulden von Eurer lieben Tochter an, und pfleget Euch in Eurem Alter dafür. Ich kann Euch doch mein Lebtage nicht alle Wohlthaten vergelten, die Ihr mir erzeiget habt. Nicht wahr, liebe Mutter, Ihr seyd doch darum nicht unwillig über

Eure

gehorsame Tochter,
Marie.

77. Die kluge Wahl.

Ein kluger Mensch wollte heirathen, und kam in ein Haus, in welchem zwo Schwestern waren. Die

eine war hübsch, putzte sich gern, und that nicht gern nützliche Arbeit. Die andere aber war fleißig, that alles im Hause und besorgte die ganze Haushaltung.

Welche von beiden wird er wohl geheirathet haben?

78. Vom Nutzen der Obrigkeit.

In einem Dorfe wohnten vier ordentliche, oder solche, die Ordnung und Recht liebten, und zwölf unordentliche Wirthe, das heißt, solche, die sich nach nichts, als nach ihrem eigenen Willen richten wollten, und zum allgemeinen Besten nichts beitragen mochten. An dem Felde dieses Dorfs floß ein kleiner Fluß, der bei großem Wasser oft die Dämme durchbrach, und durch Ueberschwemmung Aecker und Wiesen beschädigte. Die vier ordentlichen Wirthe dämmten, und thaten ihr möglichstes; aber es war für sie zu viel Arbeit. Die zwölf Unordentlichen aber wollten nicht helfen, und aus Eigensinn lieber Schaden leiden, als den andern behülflich seyn. In diesem Dorfe war es so morastig und tief, daß im Winter ihr Vieh stecken blieb, und keiner ohne Mühe und Schaden den Dünger vom Hofe bringen konnte. Die vier ordentlichen Wirthe sagten oft: „Laßt uns alle helfen, und das Dorf mit Feldsteinen pflastern.“ Die zwölf Unordentlichen aber wollten nicht, sondern nahmen allerlei andere Dinge vor, und der Ackerbau war ihre geringste Sorge. Es waren viele entlegene schlechte Aecker bei dem

Dorfe, und das Dorf hatte wenig Holz; denn es war von je her schlecht damit hausgehalten worden. „Laßt uns das Stück Land hegen," sprachen die Ordentlichen, „und Holzsaamen darein säen, und das Vieh hüten, daß es das junge Vieh nicht abfrißt, bis es groß wird: so haben doch wenigstens unsere Kinder Holz zu erwarten." „Das wär uns eben recht," sprachen die Unordentlichen, „jetzt jagen wir unsre Pferde aus dem Dorfe, und lassen sie laufen und weiden, wohin sie wollen; alsdann müßten wir dieses ja unterlassen. Ei! unsre Nachkommen mögen zusehen, wie sie sich durchschlagen. Ihre Väter sind auch nicht erfroren, obgleich auf der Heide kein Holz war." Kurz, sie hielten in allem Guten das Widerspiel. Endlich bekam dieses Dorf eine ordentliche Obrigkeit. Da ward es anders. Die Rechtschaffenen wurden gelobt und geschützt, die andern mußten sich Ordnung und Recht gefallen lassen, und die Widerspenstigen wurden gestraft.

Gott regiert die Menschen durch Obrigkeiten. Die Obrigkeit ist von Gott geordnet. Sie straft die Bösen, und ist der Frommen Schutz und Beistand.

Jedermann sei also willig unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. (Röm. 13, 1. u. ff. Tit. 3, 1.)

79. Das Gewitter.

Furchtsam war mit Wilhelm einst zur Arbeit auf dem Felde. Da kam ein Gewitter mit starken Blizzen und Donnerschlägen. Furchtsam sagte: „Komm, lieber Wilhelm, laß uns laufen, dort steht ein hohler Baum, darinn wollen wir uns vor dem Gewitter verbergen. Mir wird ganz angst bei dem Donner und Blitze.“ Wilhelm sprach: „Nein, so unverständig bin ich nicht. Unter Bäume zu treten, die oben dürre Zacken haben, wie dieser hat, ist nicht gut bei einem Gewitter. Denn der Blitz fährt gern an solchen Bäumen herunter. Wenn ich auch naß werde, mein Zeug wird bald wieder trocken, und unter freyem Himmel ist weniger Gefahr, als in dem hohlen Baume. Oder meinst du, wenn Gott meinen Tod beschlossen hätte, daß ich ihn dann durch den hohlen Baum abhalten würde?“ Furchtsam ließ sich durch die Unerschrockenheit Wilhelms, welche auf vernünftige Gedanken gegründet war, bewegen, und blieb bei ihm. Als sie noch redeten, siehe, da schlug der Blitz in den hohlen Baum, worinn sich Furchtsam verbergen wollte. Da fiel Furchtsam, als er sich vom Schreck erholt hatte, Wilhelmen um den Hals, nnd dankte ihm: „Lieber Wilhelm, du hast mir mein Leben gerettet,“ rief er: „Nur halb,“ sprach Wilhelm, „denn deiner Folgsamkeit gegen meine Vorstellungen gebührt die andere Hälfte.“

Furcht vermehrt allemal die Gefahr.

Der Furchtsame leidet doppelt, nämlich von wirklichen und eingebildeten Gefahren, und weiß sich für Angst nicht zu helfen, wenn auch noch Rettungsmittel für ihn da wären.

Das Gewitter ist eine Wohlthat Gottes, es erschüttert die Erde, macht durch warmen Regen das Land fruchtbar und reinigt die Luft.

80. Die Baumschule.

In Obstdorf, wo Fritz (S. 9) der Gärtner war, kam der neue Schulze, ein Mann, der sehr für das Beste der Gemeinekasse besorgt war, auf den Gedanken, alle Gemeinplätze, wo sichs thun ließ, mit allerlei Obstbäumen zu besetzen. Zu dem Ende ließ er durch Fritzen eine öffentliche Baumschule anlegen, wählte dazu einen schicklichen Plaz, und zäunte ihn ein. Mit Beihülfe einiger Handfröhner sezte Fritz die neuen Bäume reihenweis, band sie an, verwahrte sie des Winters mit Stroh, und putzte die grossen Bäume, die schon vor dieser Zeit da stunden. Dafür bezahlte man ihm etwas an Getraide, Geld und Gartengenuß aus der Gemeinkasse. Als Fritz starb, lobte ihn der Pfarrer wegen seiner Verdienste um das ganze Dorf in der Predigt gar sehr, ja er schrieb es auch in sein Pfarrbuch, daß man die Aufnahme der Baumzucht in dem Dorfe niemanden als Fritzen und dem braven Schulzen zu verdanken habe. Noch heute stehen eine Menge von den Bäumen, die Fritz gepflanzt hat, und seit geraumer Zeit zieht die Gemeinde jährlich, eins in das an-

dre gerechnet, 300 fl. reinen Profit von dem Obst, womit allerlei nützliche Dorfeinrichtungen bestritten werden.

Ein fleißiger kluger Mann ist oft noch Wohlthäter an Kindeskindern. (Sir. 37. 25 — 29.)

Im schlechten Raum Pflanz einen Baum,
Und pflege sein, Er trägt dir's ein.

81. Das Irrlicht.

Eines Abends kam Steffen zu seinem Nachbar Wilhelm, und erzählte, daß er in voriger Nacht beinahe ein paar Ochsen über einem feurigen Mann eingebüßt habe. Die Sache war so: Steffens Knecht war in die Stadt gefahren, und kam spät zurücke. Etwa drei Viertelstunden vom Dorfe begegnete ihm ein Irrlicht. Aus Furcht, daß sich das Ding auf seinen Wagen sezen werde, fuhr er also so stark darauf los, daß er das Vieh bis zum Hinstürzen übertrieb. Nach dieser Erzählung entstand folgendes Gespräch zwischen den beiden Nachbarn und Wilhelms ältestem Sohn.

Sohn. Aber was war denn nun der feurige Mann? lieber Vater! Doch wohl ein Betrüger, der bei Lebzeiten die Gränzen verrückt hat?

Vater. So einfältig wirst du doch nicht seyn, das zu glauben?

Sohn. Nein, lieber Vater — daß das Aberglauben seyn muß, weiß ich wohl: aber doch weiß ich auch nicht, was die feurigen Männer eigentlich seyn sollen?

Vater. Aus der Erde steigen beständig allerlei Dünste hervor. Unter diesen gibt es nun fette, schweflichte, die sich oft ganz dichte zusammenziehen, und entzünden. Sammlen sie sich hoch in der Luft, und fallen dann glänzend auf unsere Erde, so nennt man sie Sternschnuppen, weil es so aussieht, als fielen sie von einem Sterne herunter. Sind aber die Dünste nicht so gar schwer: so treibt sie der Zugwind oft viele hundert Schritte über ganze Dörfer hinweg; dann nennt man sie feurige Drachen. Sammlen sich aber die Dünste hart über der Erde, so daß sie, wegen ihrer Schwere, nicht mehr empor steigen können, sondern wie dürres Laub, von der Luft fortgetrieben werden, dann nennt man sie feurige Männer, Lichtermännchen, Irrlichter, Irrwische u. s. w. Nach und nach brennen diese Dünste sämmtlich ab, und liegen wie ein Klümpchen Schleim auf der Erde. Sie entstehen am liebsten an sumpfigten Oertern, auf Gottesäckern, und auf andern Plätzen, wo es viele Ausdünstungen gibt, besonders im Herbste und Frühlinge.

Sohn. Wie groß ist denn so ein Irrlicht?

Vater. Beiläufig wie die Flamme eines Lichts; daher man auch oft nicht weiß, ob man einen Irrwisch oder eine Laterne sieht.

Nachbar Steffen. Aber, vergebt mir Nachbar, wie kann sich denn so ein Flämmchen einem auf den Nacken setzen, und die Leute fast todt drücken?

Vater. Das Flämmchen kanns wohl freilich

nicht, aber die Furcht sitzt wie ein schwerer Stein auf dem Nacken; die Leute laufen sich ausser Athem, können nicht mehr vom Flecke, und geben dann dem feurigen Manne die Schuld.

Nachbar Steffen. So viel ist aber doch richtig, daß sie einem nachlaufen?

Vater. Das kann wohl seyn und geht auch ganz natürlich zu. Durch das schnelle Laufen drückt man die Luft sehr rasch vor sich weg, und hinter dem Rücken entsteht Zugluft. Kommt also das Irrlicht einmal in den Zug; so hüpft es freilich immer hinter einem her, bis es verlöscht.

Nachbar Steffen. Da könnt ihr recht haben, Nachbar! nun erklär ich mir auch, warum die feurigen Dinger davon laufen, wenn man tapfer flucht; denn beim Fluchen bleibt man gewöhnlich stille stehen.

Vater. Vielleicht kommts auch daher, weil man beim Fluchen die Luft sehr hastig aus dem Munde wirft, und seinen Mund gerade gegen das Flämmchen hinrichtet, das gar leicht fortgeweht werden kann, wenn es nahe bei einem ist.

Sohn. So soll man denn also fluchen, wenn man ein Irrlicht sieht?

Vater. Nein, mein Sohn! fluchen und schelten sollen wir bei keiner Gelegenheit. Das Beste ist, man geht gemächlich seinen Weg, ohne sich um das Irrlicht zu bekümmern.

Sohn. Woher kommts denn aber, daß einen die Irrlichter so gern irre führen?

Vater. Daher, weil man gewöhnlich mehr auf das Irrlicht als auf den Weg sieht; vor abergläubischer Angst nicht mehr Rechts und Links unterscheiden kann, und überhaupt des Nachts gerne irre geht.

Lerne daraus, mein Sohn! was der Aberglaube für ein schädliches Ding ist. Er macht, daß wir uns an unsern Mitmenschen gar oft versündigen; indem wir sie oft Böses zeihen, ihnen z. B. Hexereien Schuld geben, und wenn sie schon begraben sind, ihnen noch nachreden, daß sie umgiengen und sich sehen ließen. Der Aberglaube macht uns furchtsam; schadet oft uns an unsern Gütern und an unserer Gesundheit, und macht uns wenigstens bei allen klugen Leuten, lächerlich und verächtlich.

Der Aberglaube tritt der Wahrheit vor das Licht;
Kind! willst du diese sehn, so folge jenem nicht!

82. Das Brennglas.

Einst schien des Frühlings die Sonne sehr hell in die Schulstube. Die Schulkinder hatten durch ihre Aufmerksamkeit ihrem Lehrer Freude gemacht, und er wollte ihnen wieder eine Freude machen. Da holte der Lehrer ein Brennglas, und sprach: Kinder, was meint ihr dazu? Es ist kein Feuer in der Stube, und ich will doch mit Hülfe dieses Glases ein Stück Schwamm anstecken. Darauf trat er in die Sonne, ließ die Sonnenstrahlen in einer gewis-

ßen Entfernung durchs Glas auf den Schwamm fallen; da brannte der Schwamm. Eins von den Kindern, welches am meisten nachdachte, sprach: Lieber Lehrer, nicht wahr, die Sonne brennt? aber im Glase selbst ist kein Feuer? Du hast Recht, sprach der Lehrer, das Glas ist nur das Hülfsmittel oder die Mittelursache dazu. Es sammelt die Sonnenstrahlen, denn es ist bauchigt geschliffen, nehmlich in der Mitte dicker, als aussen herum. Weil nun durch das Glas so viele Sonnenstrahlen auf ein Fleckchen zusammengebracht werden, so stecken sie brennbare Sachen in Brand, da sie ausserdem nur warm machen, nicht zünden. Aber wer merkt unter euch noch etwas, das doch auch nöthig ist, wenn es anzünden soll? Da riethen die Kinder bald auf dieses, bald auf jenes; aber keiner traf es recht. Rathen hilft nichts, sprach der Lehrer, wo es blos auf Sehen und Bemerken ankommt. Doch ich will es euch sagen: Ich muß das Glas in einer gewißen bestimmten Weite von dem, was ich anzünden will, halten, sonst zünden die Sonnenstrahlen nicht, wie ihr sehen könnt.

Aber ich will euch noch einen Nutzen des Glases, welches auf die Art, wie dieses geschliffen ist, kennen lehren. Alles, was man dadurch betrachtet, scheint größer, als es wirklich ist: wie ihr an den Buchstaben in diesem Buche sehen könnt, wenn ihr sie durch dieses Glas ansehet. Man hat auch noch kleinere, und nach andern Regeln geschliffene Gläser, die sehr kleine, oder sehr entfernte Dinge am Him-

mel oder auch auf der Erde, deutlicher machen, oder nahe vors Auge bringen; da wir denn beydes genauer, als ohne diese Gläser mit bloßen Augen betrachten können. Die ersten heissen Vergrösserungsgläser; die andern Ferngläser.

Da fragten die Kinder, ob die Brillen nicht auch solche Gläser wären? Nein, sagte der Lehrer, die Gläser an den Brillen sind gerade geschliffen, und sind also verschieden von dieser Art Gläser, als das Brennglas ist, welches in der Mitte dicker ist, als am Rande.

Auch dienen die Brillen denen, deren Augen blöde geworden sind, nur dazu, um in der Nähe besser zu sehen. Wer aber ein scharfes Gesicht hat, den hindern die Brillen im Sehen. Ihr, die ihr gesunde Augen habt, und gut sehen könnet, danket Gott, lieben Kinder, daß er euch gesunde Augen geschenkt hat, womit ihr um euch her alle seine schönen Werke sehen könnet, und sündigt nicht mit euren Augen.

„Wie kann man denn mit denn Augen sündigen?" fragten die Kinder. „Auf mancherlei Art," antwortete der Lehrer: „Am meisten aber, wenn man gerne Böses thun sieht."

83. Der Magnet.

Ein Schullehrer versprach einst seinen Schulkindern ein merkwürdiges Schauspiel. Erstlich nahm er einen Magneten, (der aus den Bergwerken gegraben wird, und eine Art von Eisenstein ist) und ließ eines von den Schulkindern einen Schlüssel daran hal-

ten, und der Schlüssel blieb hangen. Zum andern streute er Eisenfeilspähne auf einen glatten Tisch; unter dem Tische strich er mit den eisernen Beschlägen des Magnets an der Tischplatte, da, wo obenauf die Eisenspähne lagen, hin und her; und die Eisenspäne schienen zu tanzen, und hin und her zu laufen. Da verwunderten sich die Kinder sehr, und einige baten ihren Lehrer, er sollte ihnen doch erklären, wie das zugienge. Das kann ich nicht, ihr lieben Kinder, sprach er: aber natürlich ist es, und keine Zauberei. Denn, daß der Magnet die wahre Ursache ist, warum sich itzt die Feilspäne bewegen, dieses seht und erkennt ihr; denn die Wirkung erfolgt jederzeit, und eben so gewiß, wenn ich, oder ein anderer den Magnet führt. Also wenn ihr künftig etwas sehet, davon ihr nicht begreift, wie es damit zugeht; dann erinnert euch an die Wirkung des Magneten, und hütet euch vor Aberglauben.

Aber lieber hätte ich es gesehen, fuhr der Lehrer fort, wenn ihr mich nach dem Nutzen des Magneten gefragt hättet. Er hat vielfachen Nutzen. Der wichtigste ist seine Eigenschaft, daß eine mit Magnet bestrichene stählerne Nadelspitze sich stets nach Norden (Mitternacht) kehrt, wenn sie nur in der Mitte aufliegt, und in der Schwebe sich frei bewegen kann. Ihr könnt an diesem Kompas hier dieses alles sehen. Dreht ihn so oft um als ihr wollt, und die bestrichene, und wie ein Pfeil gestaltete Spitze wird stets nach Norden weisen. Durch die-

sen Kompas wissen die Schiffer in der großen See ihren Weg zu finden, und seglen nun einige tausend Meilen nach solchen Ländern, wohin zu Lande kein Weg und kein Fuhrwerk gehen kann. Durch die Schiffahrt haben sich die Menschen auf der Erde kennen gelernt. Sie handeln, das heißt, sie vertauschen ihren Ueberfluß gegen einander, und bezahlen entweder mit Waaren, oder mit Geld. Die Waaren, welche oft sehr schwer sind, werden in Schiffen auch bequemer und wohlfeiler, als auf Wagen, fortgebracht. Denn ein großes Schiff kann mehr fortschaffen, als tausend Wagen, jeden mit vier Pferden bespannt. Wir haben auch durch die Schiffahrt Gottes Herrlichkeit in der Schöpfung noch besser kennen gelernt, als zuvor, da wir fremde Länder nicht leicht besuchen konnten. Sehet, Kinder, so, und noch auf andere Art, nützt dieser unansehnliche Stein, den man Magnet heißt.

Da freuten sich die Kinder, und lobten Gott, der seinen Geschöpfen so bewundernswürdige Eigenschaften, und dem Menschen die Vernunft gegeben, wozu die Dinge nützlich sind, zu erfinden. Auch baten sie ihren Lehrer, ihnen noch mehr solche angenehme Lehrstunden zu halten.

Wie geht das zu? fragt oft der Neugierige. Wozu nützt es, oder wie kann ich die Sache gebrauchen? so fragen die Wißbegierigen, oder, die gern verständig und geschickt werden wollen.

84. Die Versöhnlichkeit.

Klaus war dem Gottfried spinnenfeind; und traute ihm, seit dem sie sich mit einander entzweit hatten, nichts Gutes zu, sondern hatte ihm sogar selbst manchen Tort erwiesen. So wie Bauersleute oft der wechselsweisen Hülfe bedürfen, (siehe Seite 21.) so waren auch Klausens Pferde einmal krank geworden, und der Arme mußte andere bitten, ihm zu dieser Zeit der Noth sein Feld zu bestellen.

So lief Klaus bei allen seinen Gevattern, Vettern, Nachbarn und Schwägern herum, aber alle entschuldigten sich, weil ein allzulang anhaltendes Winterwetter die Sommersaat verspätet hatte. Der einzige Bauer im Dörfchen, zu dem die übrigen den Klaus verwiesen, war Gottfried. Allein zu dem wollte Klaus durchaus nicht seine Zuflucht nehmen, weil er ein böses Gewissen hatte. Der, dachte Klaus, hilft mir gewis nicht. Ich zu ihm gehen? Soll ich ihm etwa noch die Freude machen, mir meine Bitte abzuschlagen? Da aber die Noth noch dringender wurde, so schickte Klausens Weib heimlich zu Gottfrieden. Und dieser freute sich, seinen Feind versöhnen zu können, und gab ihm ohne Weigerung seinen Zug, ob er gleich selbst so viel zu arbeiten hatte, als irgend ein anderer. Von der Zeit an war Klaus sein bester Freund, diente ihm wieder, wo er konnte, und rühmte es oft, daß ihm Gottfried, sein vermeintlicher Feind, in der Noth geholfen habe, da ihn alle Freunde verlassen hätten.

Versöhne deine Feinde durch Wohlthaten. (Röm. 12, 20. 21.)

Hat dir jemand Gutes erwiesen; so vergiß der Dankbarkeit nicht. (1 Theß. 5, 18.)

Hilf deinem Nächsten in der Noth,
Dies ist des Christen erst Gebot.

85. Von den Vorzügen des Landlebens.

Ein Bürger gieng einst im Frühling nach einem Dorfe. Gegen Abend kam ein gewaltiger Regen, und er getraute sich nicht, in dem Regen nach Hause zu gehen, sondern blieb in dem Dorfe. Nach kurzer Zeit trat der Hauswirth mit seinem Sohne herein, die von der Arbeit kamen. Und nach den gewöhnlichen Grüßen entstand unter ihnen folgendes Gespräch:

Der Bürger. Nein, ich möchte kein Bauer seyn! In solchem Wetter pflügen, oder sonst draussen handthieren, das mag keine kleine Plage heißen, und wie oft ist im Jahre nicht schlechtes Wetter!

Der Hauswirth. Mühe ist keine Plage, lieber Herr; und dann ist das Wetter von Gott, und ist immer nützlich.

Der Bürger. Ja, das ist wohl wahr; aber ihr werdet doch naß und krank davon.

Der Sohn. Naß wohl, aber darum nicht krank; und das macht die Gewohnheit, oft naß zu werden, daß es uns nicht schadet

Der Bürger. Ihr seyt freilich nicht krank

aus, mein Freund; aber ehe man das auch gewohnt wird!

Der Sohn. Von Jugend auf sind wir härter, als die Leute in der Stadt. Wir spielen als Kinder im kalten Wasser, und oft bei solchem strengen Wetter auf der Straße, da in der Stadt keiner sein Kind heraus ließe. Und überdieß sagt das Sprüchwort: Arbeit wärmt.

Der Bürger. Wir Bürger arbeiten auch.

Der Hauswirth. Ja, lieber Herr, und eure Arbeiten sind auch sehr nützlich. Aber unsre sind überdem auch noch lustig. Wenn euch eine Lerche singen soll, so müßt ihr sie füttern; uns singen viele hundert umsonst. Eure Professionen sind oft sitzend und unangenehm; eure Zimmer oder Arbeitsstuben riechen übel, und oft geht ihr mit Gift um, welches euch siech und elend macht. Uns aber erfreuen die schönsten Blumen durchs Gesicht zugleich. Und der Duft frisch gepflügter Erde giebt ein wahres Stärkungsmittel für unsere Gesundheit. Ein schöner Frühlingsmorgen ist etwas sehr herrliches, wovon aber in der Stadt wenig genossen wird.

Der Bürger. Aber wie viel Gefahr bringt euch nicht auch alles! Hitze und Nässe, Hagel und Sturm, Ungeziefer, Krieg und Viehsterben, alles kann euch verderben. Aber wir, wir arbeiten immer fort, und wenn viel darauf geht, dann haben wir oft die meiste Nahrung.

Der Hauswirth. Ja, Herr, aber wir brauchen auch nicht so viel, als ihr, und als uns doch

Gott gemeiniglich schenkt. Wenn es uns dann einige Jahre nach einander gelingt, dann können wir auch wieder einen Schaden ertragen. Und dann, so haben wir mehr Anlaß, durch alles, was um uns her geschieht, an Gott zu denken, und fromm zu seyn. Denn wir sehen Gottes Werke täglich, und empfangen unsern Segen unmittelbar von ihm, der allem Fleische Speise und dem Vieh sein Futter giebt, und dem Regen gebietet, auf daß die Höhen ihr Gewächs geben können.

Der Bürger. Dafür haben wir auch in der Stadt mehr Schutz und Sicherheit, Hülfe in Krankheiten, Umgang, und Anstalten, unsere Kinder etwas lernen zu lassen, als ihr. Auch ist unser Gottesdienst viel häufiger und prächtiger, unsere Häuser und Gärten schöner, und unsere Kleidung bequemer, als die eurige.

Der Hauswirth. Lieber Herr, unsre Armuth reizt keinen, uns zu berauben, und wenn man uns Unrecht thun will, so schützt uns die Obrigkeit. Krank werden wir seltner, weil wir weniger schmausen. Unsere Kinder erziehen wir wohlfeiler und leichter, als ihr; Fleiß und gesunde Glieder sind ihre beste Mitgabe. Was unsern Gottesdienst betrift, so wissen wir, daß nicht die Menge der Gebete, sondern die Redlichkeit des Betenden Gott angenehm ist; und oft singen wir mit mehr wahrer Andacht bei der Feldarbeit, als in mancher Kirche gesungen wird. Unsere Häuser und Gärten decken

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

uns vor dem Wetter, und nähren uns hinreichend; und die Kleidung sowohl, als das Haus, macht uns nicht arm durch unnöthige Kostbarkeit.

Der Bürger. Ihr mögt sagen, was ihr wollt, ich werde kein Bauer.

Der Hauswirth. Lieber Herr! die Stadt hat ihre Vorzüge; aber das Land hat auch die seinigen. Es ist gut, wenn ein jeder seinen Stand liebt. Ich wollte auch die Stadt nicht verachten, sondern nur zeigen, daß man als Ackersmann recht glücklich seyn kann, wer sich nur darein zu schicken weiß.

86. Vom Wachsthume der Pflanzen.

Alles, was wächst oder gröser wird, muß Nahrung haben. Die Erde hat solche Nahrung oder nährende Theile in sich, wodurch die Pflanzen wachsen. Aber diese Theile können durch die Pflanzen aufgezehrt werden. Bald genug würde dieses geschehen, wenn nicht Luft, Thau und Regen rc diese nährenden Theile wieder ersetzten. Am meisten wird die Erde fruchtbar gemacht durch geschickte Bearbeitung mit Graben, Pflügen und Eggen, so zu rechter Zeit geschieht. Der Dünger oder Mist trägt auch das seine bei. Er ist öligt und salzigt, davon entsteht sein Geruch, und von der Fäulniß seine Wärme. Die Salztheilchen sind das, was am besten düngt. Auf recht fetten und kurzen Dünger, der recht klein gebrochen wird, so, daß allenthalben davon etwas vertheilt wird, kommt viel an, wenn etwas

wachsen soll: auch sehr viel auf guten, reifen, am Keim unbeschädigten, und vom vermengten Unkraut gereinigten Samen: Ingleichen darauf, daß nicht oft einerlei Getraide auf denselben Fleck Ackers gesäet, sondern mit den Getraidearten so viel möglich abgewechselt wird.

Das Unkraut säet sich selbst, wie der Hederich, Radel, Toll- und Flug-Hafer, Disteln und anderes mehr, oder es vermehrt sich durch die Wurzeln, davon ein jedes abgerissenes Stückchen fortwächst, wie die Quecken und Brombeerstauden. Es ist allen guten Pflanzen schädlich: denn es wächst schneller, raubt ihnen die Nahrung, und erstickt sie. Man muß daher seinen Acker davon zu reinigen suchen, und alle hieran gewandte Mühe nicht scheuen, weil sie reichlich vergolten wird.

Wer von Einem Korn oder Scheffel Aussaat vier Körner oder Scheffel wieder erndtet, muß damit nicht zufrieden seyn; sondern trachten, durch Verbesserung seines Ackers nach und nach acht bis zehen wohl auch zwölf Körner oder Scheffel davon zu erndten. Nicht die Vermehrung, sondern die Verbesserung seiner Aecker, muß die Hauptsorge des verständigen Landmanns seyn. Denn mit eben so viel Zeit, Vieh, Gesinde, Arbeit nnd Einsaat wird alsdann so viel und mehr Getreide gewonnen.

Bei der Vermehrung der Aecker ist es nicht also. Da muß man oft das gute Land um des schlechten willen versäumen, oder mehr Vieh und Gesinde hal-

ten, als es einbringt, und hat am Ende, wegen des vielen Aufwandes, und der Bestellungskosten, nicht mehr übrig, als der andere, der weniger Land hat. Aber auf das Uebrighaben, oder auf den Ueberfluß, den man nicht in der Haushaltung verbrauchen muß, sondern verkaufen oder verhandeln darf, kommt alles bei der Landwirthschaft an. Die Ursache davon ist: weil dadurch Geld zu baaren Abgaben und Bedürfnissen, die der Landmann um Geld kaufen muß, und zu Vermehrung des baaren Vermögens, angeschafft wird.

Michel hatte 90 Morgen Land, und erndtete von den zwei Dritteln, die mit Frucht bestellt waren, 200 Scheffel Getraide; aber es gehörten 150 Scheffel zu seiner Wirthschaft. Hans hatte 45 Morgen und erndtete 100 Scheffel, aber brauchte nur 40 Scheffel zu seiner Wirthschaft. Hans war also bei wenigem Land noch reicher, als Michel bei noch so viel Land. Denn man wird nur durch das reich, was man übrig hat.

Gottes Segen ist gemeiniglich bei der fleißigsten und verständigsten Wirthschaft. Denn Hagelschlag, Ueberschwemmungen, Dürre, Brand, Viehsterben und Krieg sind ungewöhnliche Fälle, und treffen die faulen so wie die fleißigen Wirthe.

Oft sagt der Landmann: Gott hat meine Erndte nicht gesegnet," da er doch sagen sollte: Ich bin faul oder unverständig gewesen; ich habe das Land nicht recht besorget; ich habe schlechten Saamen gesäet; ich habe Stroh statt Mist, auf den Acker ge-

fahren; ich habe zur Unzeit Brache gepflügt; ich habe das Wasser im Winter von der Saat nicht abgeleitet ꝛc.

Gott segnet gewöhnlich mittelbar. Wer also die rechten Mittel als die Ursache einer guten Erndte nicht anwenden will, der darf auch die gute Erndte als die Würkung nicht erwarten.

87. Der gute Landwirth.

Georg war durch den Ackerbau sehr wohlhabend; und das gieng so zu: Sein Vater hatte noch die thörichte Meinung, als ob ein Bauer, der mit Pferden fährt, vornehmer wäre, als einer, dessen Zug aus Ochsen besteht. Er that sich auch nicht wenig darauf zu gut, wenn er an Sonn- und Feiertagen in der Gegend herumfahren oder reiten konnte, was ein Ochsenbauer, wie er sagte, bleiben lassen mußte. Georg lachte über den eiteln Stolz, schaffte seine Pferde ab, und kaufte Ochsen dafür. Pferdefleisch ist ein theures Fleisch, und mags doch niemand essen, sagte er. Der Dünger der Pferde taugt auf die wenigsten Aecker, das Pferd wird alle Wochen weniger werth kann nicht gemästet und zum Nutzen des Hauswesens geschlachtet werden, und will weit besser gehalten seyn, als das Rind. Nichts ist erbärmlicher anzusehen, als so ein Paar elende Heupferde, die kaum den leeren Wagen schleppen können; und doch denkt mancher, das stehe vornehmer, als wenn man mit gesunden starken Ochsen fährt. Weiter! Georg hielt gar viel auf Dünger, und

brachte im Winter Pferdemist, Kuhmist und alle Arten von Mist auf dem Hofe in einen Haufen, auch Blätter, Schilf und Grastorf dazwischen, und wenn er Sandäcker zu düngen hatte, auch alten Lehm von Backöfen, oder alten Gebäuden. Den Mist verschleppte er nicht auf der Straße durch unnöthige Fuhren: daher konnte auch sein Vieh alle Ackerarbeiten bestreiten, und blieb doch munter und dauerte lange. Noch mehr: Georgens Vater hatte von seiner Dungstätte aus, eine Abzugrinne auf die Straße geführt, damit die Mistlauge hübsch ablaufen konnte; dafür wußte man aber auch oft nicht, ob er Dung oder Stroh auf seine Aecker führte, und seine Güter standen immer schlecht. Das ist ja ganz verkehrt, dachte Georg, daß man nur Stroh zu erhalten sucht, und den Dünger auf die Gasse laufen läßt! Er sorgte also dafür, daß vor allem das allzuviele Regenwasser, das den Mist ganz abschwemmt, und die Lauge davon führt, von seinem Hofe zum Theil abgehalten würde. Zu dem Ende ließ er auf der Hofseite Haus und Scheune mit hölzernen Dachrinnen versehen; dann grub er auf einem Platze, worüber man nicht zu fahren nöthig hatte, ein 5 Schuh tiefes Loch, ließ es fest ausmauern, und leitete die aus dem Stalle ablaufende Mistlauge hinein. In dieses Loch warf er nun den schlechten Dünger, und ließ ihn darinn faulen. War das geschehen: so zog er ihn wieder heraus, legte ihn hübsch dicht aufeinander, und warf wieder andern schlechten Dünger in die Grube. Dadurch bekam Georg so guten Dünger, daß eine Fuhre davon mehr werth

war, als 5 Strohfuhren, die doch auch Mist vorstellen sollten. Auch das, was von der Dungstätte weglief, sammelte er in einer besondern Grube, und goß dann die Lauge, wann allzudürre Witterung einfiel, wieder auf den Mist. Was von der Mistlauge ganz übrig war, führte er entweder des Winters in Eisstücken, oder im Herbste und Frühlinge in einem Fasse, auf seine Wiesen. Am Schlauchzapfen des Fasses hatte er auf dem Karren ein Brett fest gemacht, über welches die Lauge während des Auf- und Abfahrens herausströmte, und sich auf der Wiese vertheilte. War die Lauge zu scharf: so vermengte er sie mit Wasser, damit sie durch ihre Schärfe nicht schaden konnte.

Wenn er im Junius den Mist auf das Brachfeld führte, so ließ er ihn nicht erst Wochen lang liegen und von der Sonne ausziehen, sondern pflügte ihn frisch unter. Seine Ochsen ließ er gar nicht auf Rasen treiben, denn sie verschleppen mir nur den Dünger, und kommen doch hungrig von der Weide, sagte er. Seine Kühe trieb er nur, so lange die Stoppelweide dauerte, täglich zum Hirten. Ausserdem aber die Woche nur ein- oder zweimal, damit sie Bewegung hatten. Uebrigens fütterte er sein Vieh in dem Stalle, das vermehrte ihm den Dünger. Eben deßwillen legte er sich auch so sehr auf den Kleebau. Dadurch brachte er aber auch seine Getraideäcker in den prächtigsten Stand, und bekam die Aussaat zwölf- auch mehrfach und besser wieder. Seine Kühe gaben wohl noch so viel Milch, als sonst, und alles war in der schönsten Ordnung. Seine Frau war im Hause und im Felde fleißig, brachte nichts durch, und stand ihm treulich bei. Seine Kinder erzog er zur Frömmigkeit und Arbeit; daher konnte er sich auf sie verlassen. Und so ist Georg reich geworden. (Spr. 12, 11.)

Die Felder um uns her, verlieh uns Gott zum Segen,
Wenn wir mit klugem Fleiß und Sorgfalt ihrer pflegen,
Der Arbeit Lohn ist gros, ist gleich die Arbeit schwer,
Seht, Jürge wußte das. O strebt zu seyn, wie er.

88. Die gewissenhafte Magd.

Anne und Marie dienten bei einer guten vermöglichen Herrschaft in der Stadt. Der Herr, die Frau und ihre zwei Kinder waren zu Ende Mai auf einige Wochen verreist, und hatten jenen Dienstboten die Sorge für das Haus und den nahe am Haus gelegenen Garten sehr empfohlen. Da entstand an einem schönen heissen Nachmittage bei der Arbeit im Garten folgendes Gespräch zwischen den beiden Dienstmägden.

Anne. Siehe, die Erdbeeren werden schön reif. Auch ist dort der Kirschbaum schon roth.

Marie. Ja wohl. O, unsere Herrschaft wird sich recht freuen, wenn sie nächstens zu Hause kommt

Anne. Gewiß. Aber komm, laß uns einmal schmecken.

Marie. Nein, nein, um Alles nicht Da wäre ja wider die Ordnung, die unsre Herrschaft gemacht hat, und wider die Liebe, die wir für sie hegen. Nein, nein.

Anne. Ach komm; es weiß ja Keiner.

Marie. Keiner? Anne, weiß es wirklich Keiner? Und müßten wir uns nicht auch im Innersten vor uns selbst schämen, wenn nun die gute Herrschaft darnach Wort hielt, und von allem Obst unsern Theil uns gibt — und wir haben dann nicht Wort gehalten?

Anne Brave Kamerädin! Nicht das Kleinste rühre ich an.

89. Der Sieg des Gewissens, vom Glauben an den Allwissenden unterstützt.

Ein armer Schornsteinfegerjunge (Kaminfegerjunge) mußte auf dem Schlosse einer Prinzessin den Schornstein reinigen, der durch den Italiänischen Kamin in ihr Wohnzimmer führte. Da er bis in den Kamin hinabgestiegen war, fand er das Zimmer leer, und blieb daher ein Weilchen stehen, um sich an dem Anblicke der schönen Sachen zu ergötzen, die darin waren.

Am meisten gefiel ihm eine goldene, mit Diamanten besetzte, Uhr, die auf dem Nachttische lag. Er konnte sich nicht enthalten, sie in die Hand zu nehmen; und da stieg der Wunsch in ihm auf: „ach, wenn du doch auch eine solche Uhr hättest!“

Nach einer kleinen Weile dacht' er: „wie, wenn du sie mitnähmst? — aber pfui! da wärst du ja ein Dieb!“

„Es würde es aber doch niemand wissen,“ dacht er weiter. — Allein in eben dem Augenblicke hörte er ein Geräusch im Nebenzimmer; geschwind warf er die Uhr wieder hin, und eilte zurück in den Schornstein.

Da er zu Hause gekommen war, lag ihm die Uhr immer im Kopfe. Wo er gieng und stand, da war sie ihm vor Augen. Er versucht' es, den Gedanken los zu werden: aber umsonst! Es war ihm zu Muthe, als wenn ihn einer mit Gewalt dahin wieder zurückzöge.

Er konnte nicht davor schlafen, und beschloß also, wieder hinzugehen, und sie zu nehmen.

Da er in dem Zimmer ankam, fand er alles so still, daß er gar nicht zweifeln konnte, er sei allein. Schüchtern trat er zu dem Nachttische, auf welchem er die Uhr bei schwachem Mondschein liegen sah.

Schon streckte er die Hand darnach aus, als er neben derselben noch größere Kostbarkeiten, diamantene Ohrringe, Armbänder und dergleicher mehr erblickte.

„Soll ich?“ sagt' er zu sich selbst, indem ihm alle Glieder am ganzen Leibe zitterten. „Soll ich?“ — „Aber wär ich nicht ein abscheulicher Mensch mein Lebelang? Könnt' ich wohl jemals wieder ruhig schlafen? könnt' ich wohl jemals wieder einem frei ins Angesicht sehen?“ —

„— Wohl wahr!“ — Aber ich wäre doch auf einmal ein reicher Mensch; könnte Kutschen und Pferde halten; könnte schöne Kleider tragen; hätte alle Tage voll auf zu essen und zu trinken!“

„Und wenn ich entdeckt würde? — aber wie könnt' ich entdeckt werden? Es sieht mich ja keiner? —“

„Keiner? — Sieht denn aber Gott es nicht, der an allen Orten zugegen ist? — Kannst du jemals wieder zu ihm beten, wenn du den Diebstahl wirst begangen haben? Würdest du wohl ruhig sterben können?“

Bei diesem Gedanken überfiel ihn ein eiskalter Schauer. „Nein! sagt' er, indem er die Diamanten wieder hinwarf; lieber arm und ein gut Ge-

wissen, als reich und ein Bösewicht!“ Und mit diesen Worten eilte er auf eben dem Wege wieder zurück, auf dem er gekommen war.

Die Prinzessin, deren Schlafgemach das Nebenzimmer war, hatte alles dieß mit angehört und den Knaben selbst beim Mondschein erkannt. Sie ließ am folgenden Tage ihn zu sich kommen.

„Höre, Kleiner, sagte sie zu ihm, da er zu ihr ins Zimmer trat, warum nahmst du denn gestern die Uhr, und die Diamanten nicht?“

Der Knabe fiel vor ihr auf die Knie, und konnte vor Angst kein Wort sprechen.

„Ich habe alles gehört, fuhr die Prinzessin fort: danke Gott, mein Sohn, daß er dir half, der Versuchung zu widerstehen, und bemühe dich ferner deine Tugend zu erhalten.“

Von nun an sollst du bei mir bleiben, ich will dich ernähren und kleiden lassen. Aber ich will noch mehr für dich thun; ich will dich ordentlich unterrichten und erziehen lassen, damit dir künftig auch nicht einmal der Gedanke an eine solche Uebelthat wieder einfallen möge.

Dem Knaben stürzten heiße Thränen aus den Augen; er wollte danken, aber er konnte nicht; er konnte nur schluchzen und seine Hände ringen.

Die Prinzessin hielt, was sie versprochen hatte. Der Knabe wurde wohl erzogen, und seine Wohlthäterin hatte die Freude, ihn zum guten frommen Mann aufwachsen zu sehen.

Tob. 4, 6. Dein Lebenlang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, noch thuest wider Gottes Gebot.

Tob. 4, 22. Sorge nur nichts, mein Sohn, wir sind wohl arm, aber wir werden Gutes haben, so wir Gott fürchten, die Sünde meiden, und Gutes thun.

89. Die künstliche Erdkugel, oder der Globus.

Ist denn rund um die Erde Himmel? fragte einst ein Schüler seinen Lehrer. Nicht eben so wie eine Nußschale den Kern umgibt, antwortete der Lehrer, nicht so mußt du dir es vorstellen. Denn der Himmel ist kein fester oder gläserner Körper, sondern es ist die Luft, die alles trägt und umgibt.

Der Schüler. Wie kann die Erde, da sie so groß und schwer ist, wie man sagt, von der Luft getragen werden, da doch die leichteste Feder nicht lange in der Luft bleibt, sondern niedersinkt und fällt?

Der Lehrer. Du hast Recht, mein Sohn, mir diese Frage vorzulegen. Denn dir ist noch nicht bekannt gewesen, was ich dich itzt lehren will.

Gott hat allem dem, was zu einem solchen Ganzen gehört, dergleichen die Erde und andere Sterne sind, eine Eigenschaft anerschaffen, nach welcher sich alles nach dem Mittelpunkte seines Ganzen, wozu es gehöret, hinneiget, und da zu ruhen strebt.

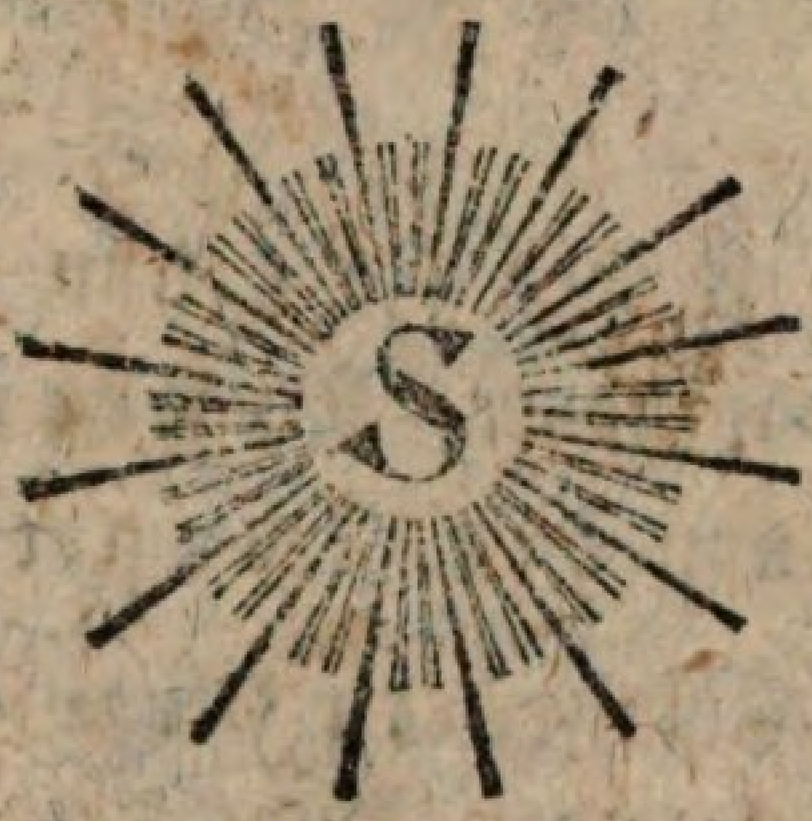
Diese Eigenschaft heißt die Schwere. Du siehst, mein Sohn, daß ein Stein, und, wenn du noch so viel Stärke daran wendest, ihn in die Höhe zu werfen, dennoch bald zu steigen aufhöret, und zu sinken anfängt, bis er wieder auf der Erde, wovon er genommen ist, ruhet. An diesem leichten Exempel erinnere dich dieser wichtigen Lehre.

Der Schüler. Nun erfahre ich in der That, daß der Schulunterricht klug macht, denn wie manche mir sonst verborgene Ursache und Wirkung verstehe ich jetzt besser, als sonst, durch die heutige Lehre! Aber, lieber Lehrer, ist denn die Erde rund oder eckigt?

Der Lehrer. Hier ist eine künstliche Erdkugel, die man den Globus nennt, an welcher du die Gestalt der Erde betrachten kannst. So glatt ist nun wohl freilich die Oberfläche der Erde nicht, als hier auf dieser Erdkugel. Du weißt, es giebt Berge und Thäler, aber, wenn man die Größe des Ganzen bedenkt, so verschwinden alle diese beträchtlichen Höhen und Tiefen. Denn, wenn man so weit von der Erde seinen Stand wählte, daß man sie ganz, wie wir diesen Globus, übersehen könnte; so würde sich, in einer gewissen nöthigen Entfernung, dadurch ihre Gestalt nur wenig verändern. So wie etwa auf den marmornen Kugeln, (Märbeln, Schussern) womit ihr als Kinder spielt, Ungleichheiten sich befinden, ihr diese Kugeln aber doch rund nennet, so nennt man auch die Erde rund, oder eine Kugel, aller Berge ohnerachtet.

Der Schüler. Woher kömmt denn Tag und Nacht?

Der Lehrer. Davon wird es auf der Erde bei uns Tag, wenn die Seite der Erde, auf welcher wir wohnen, sich gegen die Sonne kehrt; und Nacht, wenn sie sich von der Sonne wegwendet.



Tag = Seite der Erde.

Nacht = Seite der Erde.

Wenn ich den Globus hier in die Sonne setze, und drehe die Kugel langsam herum, so hast du ein deutliches Exempel davon. Denn die Länder, welche jetzt die Sonne bescheint, haben hier ihren Tag, und die nicht beschienenen Länder ihre Nacht.

Der Schüler Welche Weisheit hat Gott im Bau der Erde bewiesen, lieber Lehrer!

Der Lehrer. Erbaue dich oft mein Kind, an solchen guten Gedanken. Wenn du nun die schönen Beschreibungen in der Bibel liesest, von der Herrlichkeit und Weisheit Gottes; so wirst du das eher

fassen und glauben können. Dieser Glaube aber wird dich vorbereiten, auch das zu glauben, was von Gottes Anstalten, uns ewig glücklich zu machen, darinn geoffenbaret ist.

Ps. 74, 16. Tag und Nacht ist dein Werk, o Gott! Du machst, daß die Sterne ihren gewissen Lauf behalten.

91. Fortsetzung.

besonders von der Bewegung der Erde um die Sonne.

Zu einer andern Zeit setzten der wißbegierige Schüler und sein Lehrer ihr Gespräch über Erde und Sonne fort.

Der Schüler. Die Erde wird also auf einem Flecke fest gehalten, und die Sonne lauft um sie herum.

Der Lehrer. Nein, mein Sohn! so scheint es uns zwar, aber die Erde lauft vielmehr in einem Kreise um die Sonne herum und die Sonne steht in der Mitte. Sie dreht sich zwar selbst auch, aber ihr Drehen ist so unmerklich für uns, daß wir fast sagen können: sie steht ganz stille. Du mußt dir die Sache so vorstellen, wie die Ringe auf einer liegenden Schießscheibe. Das Schwarze, oder der Mittelpunkt der Scheibe, stellt die Sonne vor. Die Ringe aussen herum, sollen nun die Kreise andeuten, auf denen die Erde und die übrigen Planeten, von denen ich dir ein andermal sagen will, herumlaufen. Einige Ringe sind näher bei der Sonne, andere sind

weiter weg. Unsere Erde ist auf dem dritten Ringe. Alle 24 Stunden dreht sich die Erde um sich selbst herum, wie sich ein Rad um die Achse dreht, und in einem Jahre kommt sie um die Sonne ganz herum. So drehen sich auch die Räder eines Wagens um ihre Axe viel tausendmal herum, und laufen dabei doch immer ihren Weg weiter fort.

Der Schüler. Da kommen wir ja manchmal, so zu sagen, auf die Köpfe zu stehen, wenn sich di Erde herumdreht? Warum fallen wir denn nic von der Erde weg?

Der Lehrer. Erinnerst du dich nicht m was ich dir neulich schon gesagt habe?

Der Schüler. Ach ja, lieber Lehrer. Die Erde und alles, was zur Erde gehört, wird durch die Kraft der Schwere immer auf sie hingedrückt, daß es nicht ganz von ihr weg kann.

Der Lehrer. Denke dir eine im Zimmer aufgehängte Kugel, auf der etwa Fliegen (Mücken) herumwandeln: bald sind sie für uns oben, bald unten, und doch fällt auch unten keine von der Kugel weg. So können wir rund um die Erde herumreisen, und gerade unter unsern Füßen wohnen auch Menschen. Weder sie dort, noch wir hier glauben je, es sei bei Tag oder bei Nacht, im Sommer oder im Winter, unter sich zu stehen. Denn wo der Himmel ist, das nennen wir oben, und wo die Erde ist, das nennen wir unten, wir mögen seyn, wo wir wollen.

Der Schüler. Wie kommt es denn aber, daß man von der Bewegung der Erde nichts fühlt?

Der Lehrer. Bist du wohl schon auf einem Fluße, etwa auf dem Neckar, oder gar auf der Donau, gefahren, wenn es windstill war?

Der Schüler. O ja, lieber Lehrer, schon öfters.

Der Lehrer. Nun was fühlst du denn da von der Wasserfahrt?

Der Schüler. Es war mir, als stünde das Schiff (der Kahn) stille, so sanft gieng es, aber die Berge, Bäume und Dörfer am Ufer, schienen zu laufen.

Der Lehrer. Noch unendlich leichter und sanf-

ter ist die Bewegung der Erde. Und nun weißt du auch aus dem obigen Exempel, warum die Sonne zu laufen schien, ob sie gleich stille steht. Nach diesem Anschein sprechen wir auch insgemein, und so spricht auch die Bibel. Ps. 19, 6. 7.

Der Schüler. Warum lauft denn aber die Erde nicht von der Sonne weg, sondern immer rund um sie herum?

Der Lehrer. Das hab ich dir schon neulich erklärt. Doch laß mich dir noch eine andere Erklärung geben. Erinnerst du dich noch, was der Magnet für eine Kraft hat?

Der Schüler. O ja, er zieht Eisen und Stahl an sich.

Der Lehrer. Eine ähnliche Kraft, unsere Erde und die übrigen grosen Weltkörper, die man Planeten nennt, an sich zu ziehen, hat nun auch die Sonne: diese zieht uns immer an, und läßt uns nicht von ihr uns entfernen.

Der Schüler. Aber warum fällt unser Erdball nicht in die Sonne hinein?

Der Lehrer. Nimm einmal an, da oben an der Decke wäre ein Nagel eingeschlagen, der stellte die Sonne vor, an dem Nagel wäre ein Faden angeknüpft, der bedeute die anziehende Kraft der Sonne, und an dem Faden hienge eine Bleikugel, die zeigte unsere Erde an. Wenn ich denn nun der Kugel einen Stoß in gleicher Richtung mit dem

Fußboden, gäbe: wohin, meinst du, würde sie an der Schnur fliegen?

Der Schüler. Sie wird wohl im Ringe herum laufen.

Der Lehrer. Richtig, mein Kind. Die Erde hängt nun freilich nicht an einer Schnur: aber sie wird doch durch eine unsichtbare Kraft (wie du bei dem Magnet was ähnliches bemerkt hast) gegen die Sonne gezogen, und ihr Schöpfer hat ihr den Stoß seitwärts eingeprägt. Daher muß sie sich nach seinem Willen in dem ihm vorgeschriebenen Kreise um die Sonne bewegen.

Ps. 136, 5 Danket dem Herrn, der die Himmel ordentlich gemacht hat!

Ps. 104, 24. Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güte. Neh. 9, 6. Offenb. Joh. 4, 11. Ps. 194, 5. 19.

92. Eine kurze Nachricht von der Welt.

Im Anfang einer hellen Sommernacht saßen einmal Vater und Sohn vor der Thüre ihres Hauses. Der Anblick so vieler leuchtenden Sterne rührte den Sohn. Ach, lieber Vater! sprach er, noch nie sah ich den Himmel so schön!

Der Vater. Und doch bist du 12 Jahre alt, und hast also schon manche helle Nacht erlebt!

Wilhelm. Ja wohl, aber ich habe nur nicht Achtung darauf gegeben.

Vater. Das war es mein Sohn. Und David hat also wohl Recht, wenn er sagt: Groß sind zwar die Werke Gottes; aber nur der hat Lust daran, der darauf achtet. Ps. 111, 2.

Wilhelm. Ich will auch nun auf alles recht achten, was Gott gemacht hat, damit ich Gott recht kennen und lieben lerne. Aber lieber Vater, ihr wißt ja so viel Gutes, erzählt mir doch etwas von Himmel und Erde, und was eigentlich die Sterne seyn mögen.

Vater. Das alles zusammen wird die Welt genannt. Und wer also dieses Wort Welt gebraucht, soll damit meinen alles sichtbare, was Gott geschaffen, oder gemacht hat.

Wilhelm. Kennen wir denn alles, was Gott geschaffen hat, lieber Vater?

Vater. Nein, nicht alles. Manches ist sichtbar, und manches unsichtbar. Sichtbar sind alle die Dinge, welche in unsere Sinne fallen, solche Dinge z. E. die wir mit gesunden Augen sehen, und mit unsern Gliedern fühlen können. Doch davon ein andermal. Jetzt wollen wir von den Sternen reden, die du da schimmern siehst. Einige haben ein eigenes Licht, so wie unsere Sonne, die heißen Fixsterne: andere haben kein eigenes Licht, sondern werden von solchen Sonnen erleuchtet, und diese heißen Planeten. Die nun zu solcher Sonne gehören, die machen mit ihr ein besonderes Ganzes aus, so wie die Glieder deines Körpers zusammen gehören, und ein Ganzes ausmachen. Zu unserer

Sonne aber gehören auch solche Sterne, die man Nebenplaneten nennt, davon der Mond der bekannteste, und weil er uns am nächsten ist, unsere Nächte zu gewissen Zeiten erleuchtet. Man zählt übrigens der Hauptplaneten ungefähr sechs, gibt ihnen besondere Namen, und schreibt sie mit besondern Zeichen. Sie heißen:

Merkur ☿. Venus ♀. Erde ♁.
Mars ♂. Jupiter ♃. Saturn ♄.

Unter diesen kennst du wohl schon die Venus, den sogenannten Morgen- und Abendstern. Die Nebenplaneten laufen zugleich um ihre Hauptplaneten herum: so wie der Mond um unsere Erde. Man hat in neuern Zeiten noch mehrere Planeten entdeckt, als die obigen: z. B. einen, den man den Uranus ♅ nennt. Merkur ist der Sonne am nächsten, der Uranus von ihr am entferntesten.

Wilhelm. Aber, Vater, es soll ja auch Kometen geben?

Vater. Ja wohl, vor den Kometen fürchtete man sich sonst gar sehr. Sie laufen auch, wie die Planeten um unsere Sonne, aber sie machen so weite Reisen in einem so sehr ovalen Kreise um sie herum, daß sie oft fünfzig, hundert und mehrere Jahre brauchen, bis sie wieder uns so nahe kommen, daß wir sie sehen können. Doch haben es die Sternkundigen schon so weit gebracht, daß sie uns von einigen Kometen voraus sagen, wann sie wieder kommen.

Wilhelm. Wie groß sind denn die Planetsterne?

Vater. Sie sollen sehr groß seyn, sagen die Leute, die dergleichen zu berechnen verstehen, und zum Theil viel grösser, als unsere Erde. Diese ist, wie schon gesagt, auch ein solcher Stern, und wird von den Geschöpfen im Monde so gesehen, wie wir den Mond sehen.

Wilhelm. Was sagt ihr, lieber Vater, sind denn im Monde auch Geschöpfe?

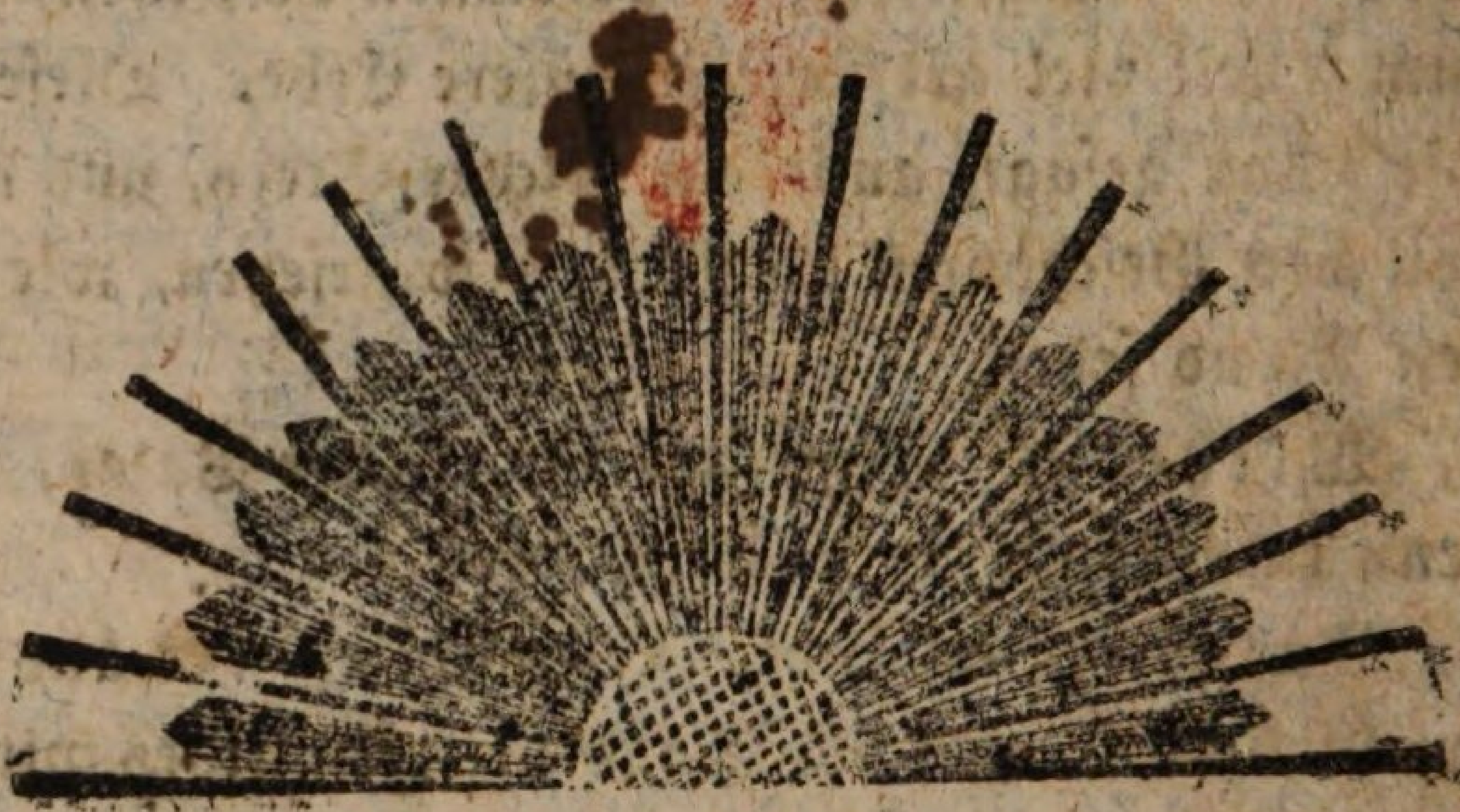
Vater. Verständige Leute schließen es aus vielen Gründen, weil der Mond viel ähnliches mit der Erde hat; aber beschreiben kann ich dir sie nicht. Auf der Erde ist ja alles mit lebendigen Dingen besetzt. Wie viel tausend Thierchen leben nur auf einem Käse? Wenn unser Gott alle Pünktchen auf der Erde bevölkert hat, sollte er wohl diese grosen Kugeln am Himmel leer oder todt gelassen haben?

Wilhelm. Warum sieht dann aber der Mond nicht das eine Mal aus, wie das andere Mal?

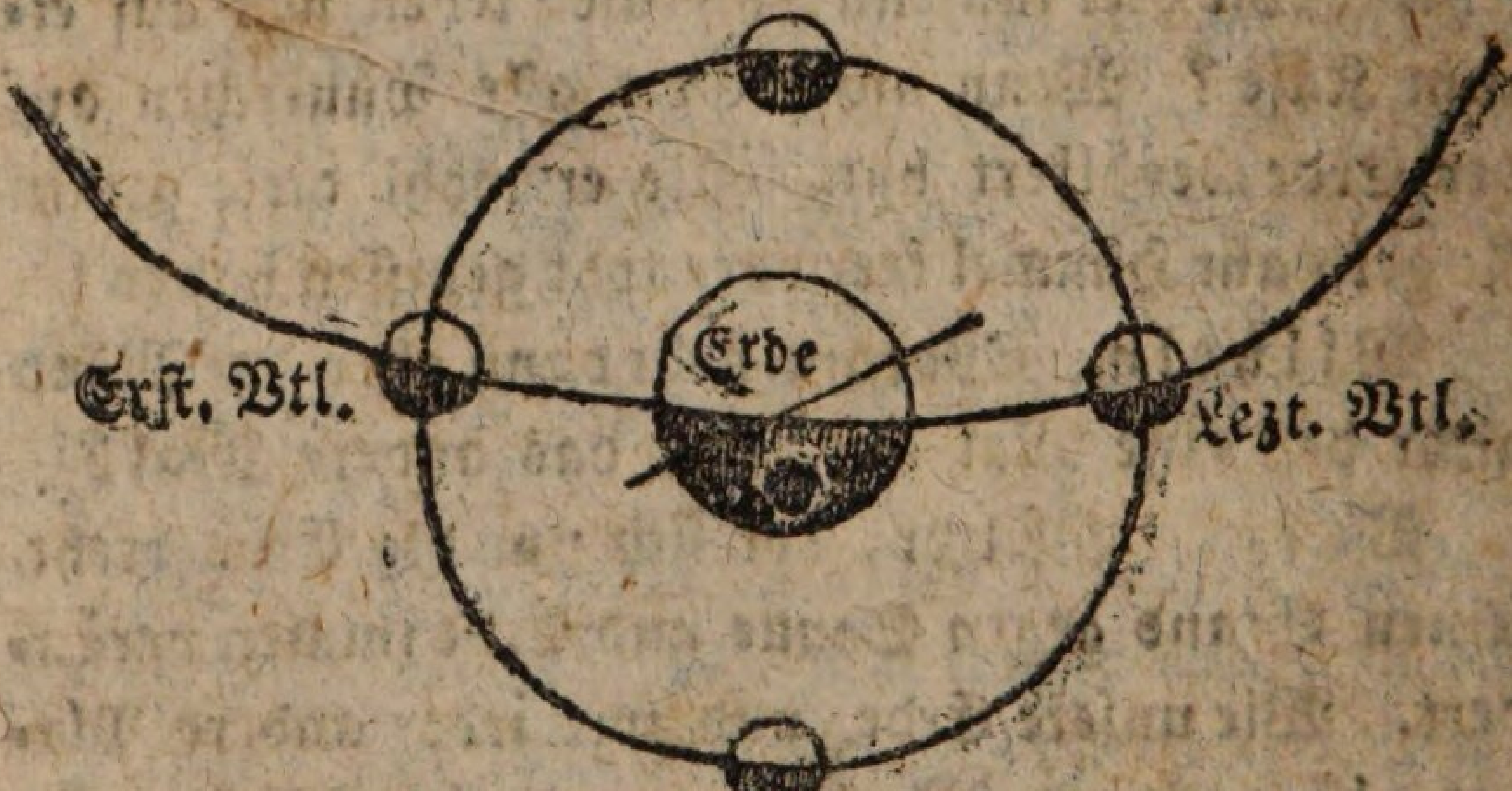
Vater. Weil er, der sich um die Erde dreht, seinen Stand gegen Sonne und Erde immer verändert. Wie unsere Erde, und wie jeder andere Planet, ist auch der Mond nicht an sich selbst helle, sondern seine eine Hälfte erhält Licht von der Sonne. Steht nun die Sonne so, daß wir die ganze erleuchtete Mondshälfte sehen können, so ist es Vollmond ⊙, erblicken wir nur ein Stückchen von der hellen Sonne, so nennt man es Mondsviertel, ☽ das erste, ☾ das letzte Viertel, sehen wir

endlich nur die Nachtseite des Monds, so sagt man: es ist Neumond ●.

Sonne.



Neulicht.



Vollmond.

Wilhelm. Wie gros ist der Mond?

Vater. Die Gelehrten, die das Messen des Himmels verstehen, sagen, daß er 50mahl kleiner sey, als unsere Erde.

Wilhelm. Wie groß ist denn aber unsere Erde?

Vater. Weißt du, wie viel Zeit dazu gehört,

um im gewöhnlichen Schritte eine Meile Weges zu gehen?

Wilhelm. O ja, lieber Vater! Zwo Stunden geht man gemeiniglich, wenn man sagt, man sey eine Meile Weges gegangen.

Vater. Nun so wirst du mich verstehen, wenn ich dir sage, daß unsere Erde fünftausend und vier hundert solcher Meilen im Umkreise hat.

Wilhelm. Das ist ja sehr groß. Und dagegen sind die Sterne nur sehr klein, und die Sonne ist kaum so groß, als die Uhrtafel an unserm Kirchthurme.

Vater. Du irrst, mein lieber Sohn, wenn du dieses glaubst; es sind sehr wenige von den Sternen, die du siehst, welche nicht unzähligemal größer wären, als unsere Erde. Aber weil sie so weit von uns entfernt sind, darum scheinen sie uns kleiner, als sie sind. Du sagtest von der Uhrscheibe an unserm Kirchthurme. An diesem Exempel will ich dich morgen überführen, daß, wenn uns etwas Entferntes klein scheint, wir es darum nicht für so klein halten müssen, als es das Ansehen hat.

Wilhelm. Ach lieber Vater, vergebt mir noch eine Frage. Sehen denn alle Menschen auf der Erde so aus, wie wir?

Vater. Davon wollen wir bei der ersten guten Gelegenheit weiter reden. Jetzt gehen wir zu Bette. Denn es ist spät, und loben Gott vorher, der uns an seinen Geschöpfen erkennen läßt, wie groß und

gut er sey. Weißt du nicht ein schönes Lied, welches sich dazu schickte?

Wilhelm. Ja, lieber Vater, das Lied: Wenn ich, o Schöpfer! deine Macht rc. Auch Euch danke ich herzlich, lieber Vater, daß ihr mir dieses alles erzählt habt. Gott schenke euch dafür eine ruhige Nacht!

Vater. Dir auch, mein Sohn!

93. Von der Erde, und den Geschöpfen, die darauf sind.

Wilhelm. Das hätte ich nicht gedacht, daß unsere Uhrscheibe am Kirchthurme so groß wäre! Nun glaube ich gern, was ihr neulich von der Sonne, Mond und Sternen sagtet. Aber lieber Vater, ihr wolltet mir ja die Frage beantworten: Ob alle Menschen, die auf dem Erdboden wohnen, eben so aussehen als wir?

Der Vater. So wie es verschiedene Gewächse einerlei Art, z. B. mancherlei Birnen, in unserm Garten giebt; so giebt es auch verschiedene Menschen. Um sie zu unterscheiden, hat man die Farbe der Haut zum Kennzeichen gemacht; und da giebt es denn weiße, schwarze und kupferfarbige. Einige, sonderlich die Schwarzen, haben alle ein kurzes krauses Haar; wie ein Schaf, dessen Farbe beständig schwarz ist.

Wilhelm. Vor diesen Leuten würde ich laufen, und mich verstecken.

Vater. Und warum dieses? Es gibt unter ih-

nen sowohl gute Menschen und Freunde Gottes, als unter uns, wie du in der Bibel finden kannst.

Wilhelm. Ja, ich besinne mich, lieber Vater, auf den Spruch: Bei Gott ist kein Ansehen der Person, sondern unter allerlei Volk, wer ihn verehret, und recht thut, der ist ihm angenehm. Ap. Gesch. 10, 34. 35. Aber die Leute wohnen wol weit von hier? Nennt mir doch ihr Land.

Vater. Ich habe dir schon gesagt, daß man das Stück der Schöpfung Gottes, oder den Planeten, worauf wir wohnen, die Erde nennt. Auf dieser Erde ist nun entweder festes Land, oder Wasser; und so viel man jetzt weiß, viel mehr Wasser als Land. Das feste Land ist in fünf Abtheilungen gebracht, denen man Namen gegeben hat, um sie besser zu behalten: Europa, Asia, Afrika, Amerika, und die Südländer.

Wilhelm. In welcher Abtheilung wohnen denn wir, lieber Vater, und in welcher die schwarzen und kupferfarbigen Menschen?

Vater. Wir in Europa, wo, so wie in Asia, die meisten weißen Leute wohnen. In Afrika sind die meisten Schwarzen, und in Amerika die meisten Kupferfarbigen. Obgleich alle diese Abtheilungen große Inseln, oder rund mit Wasser umflossene Länder sind; so giebt es doch auch noch kleinere Inseln, die ihrer Nähe wegen zu der oder jener Abtheilung gerechnet werden.

Wilhelm. Wie gros ist denn Europa, unser Erdtheil?

Vater. Beiläufig 160,000 Quadratmeilen gros. Weist du was eine Quadratmeile ist, lieber Wilhelm?

Wilhelm. O ja, ihr habt es mir einst erklärt. Ein Quadratschuh ist ein viereckigter Platz, wo jede von den vier Seiten eine Schuh-Größe hat; folglich muß eine Quadratmeile ein viereckigter Platz seyn, wo jede der vier Seiten eine Meile gros ist. Aber 160,000 solche viereckigte Plätze, das ist ja erstaunlich gros. Wenn ich nun zu jemanden sagte: Mein Dorf liegt in Europa, so kann das ja kein Mensch finden, da Europa so groß ist.

Vater. Eben deswegen mußt du es genauer bestimmen. Denn Europa hat gar viele Abtheilungen, man nennt sie Länder. Eins derselben heißt nun Teutschland, das liegt fast mitten in Europa, und stößt an Polen, Ungarn, Italien, Frankreich, Batavien, Dänemark, und auch an drei Meere. Wenn man aussen an der Gränze herumreisen wollte, so müßte man 600 Meilen machen. In diesem grosen Lande sind beiläufig 2300 Städte, und mehr als 80,000 Dörfer.

Wilhelm. Da müssen gar viele Menschen wohnen.

Vater. Freilich über 24 Millionen. Weißt du, wie viel eine Million ist?

Wilhelm. Ja, tausend mal Tausend.

Vater. Dieses grose Land, das man Teutschland nennt, hat aber wieder viele Unterabtheilungen, man nennt sie meistens Kreise, als Oesterreich, Baiern, Schwaben, Obersachsen, Niedersachsen, Westphalen, Ober- und

Niederrhein. In einem dieser Kreise liegt nun unser Vaterland.

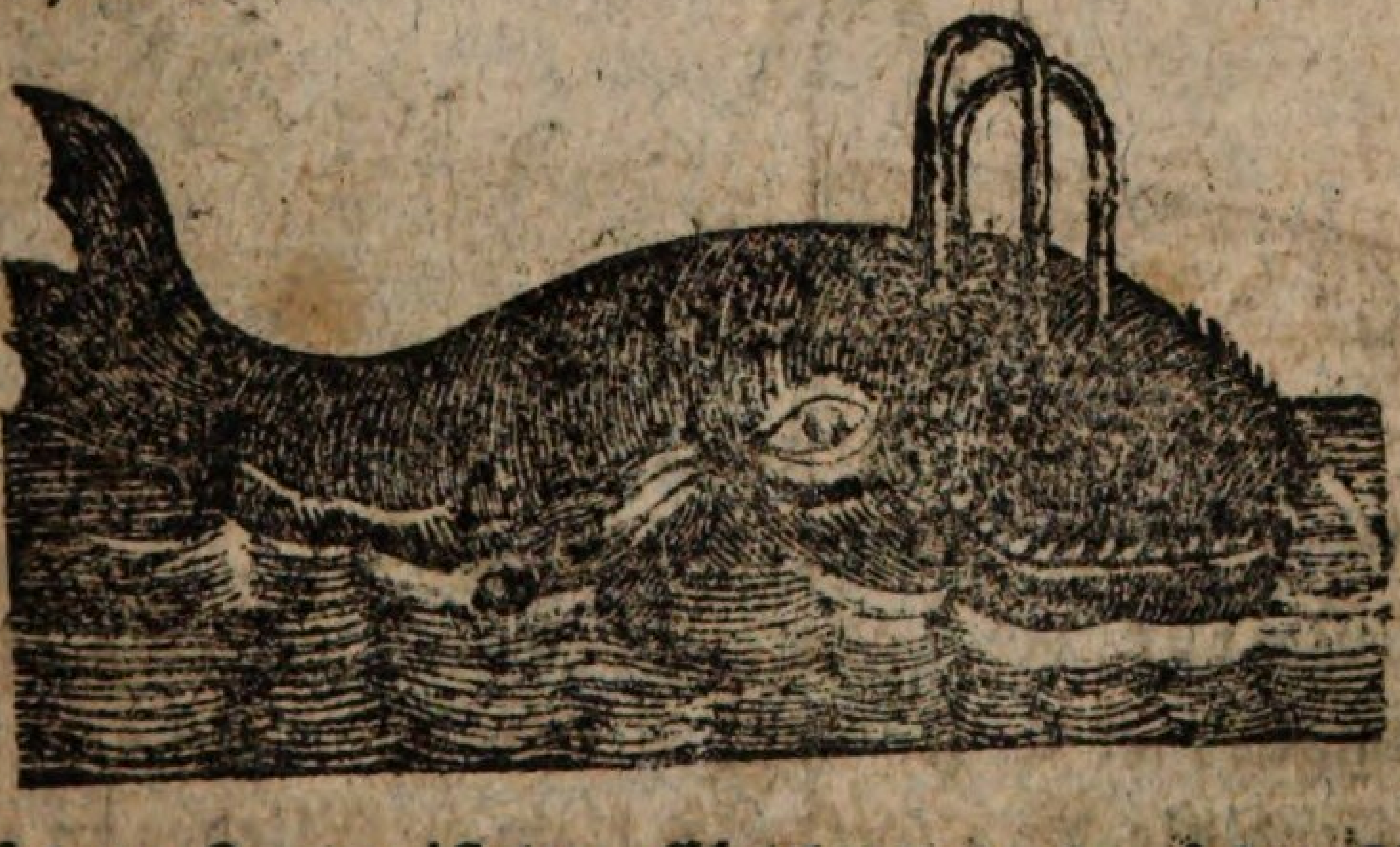
Es ist eine sehr gesegnete und fleißig angebaute Gegend, die wenige ihres Gleichen in der Welt hat.

Wilhelm. Kann man denn auch in unserm Lande das Meer sehen?

Vater. Nein, Wilhelm, Teutschland stößt nur in Obersachsen, Niedersachsen, und im Oesterreichischen Kreise an das Meer. Bei uns giebt es nur Flüsse. Wer das Meer sehen will, muß nach Hamburg, oder nach Triest, oder nach Pommern, oder sonst wohin reisen.

Wilhelm. In der See sollen ja so große Fische seyn, lieber Vater?

Vater. In der See und auf dem Lande giebt es sehr große und sehr kleine Thiere. Glaubst du wohl, daß es in der See Thiere giebt, die länger und dicker sind, als der stärkste Stamm eines Eichbaums? Dergleichen sind die Wallfische und andere Seethiere.



Auf dem Lande ist der Elephant das größte Thier, der auf seinem Rücken ein kleines Haus und über dreißig Mann darinn tragen kann. 1 Makab. 6, 37.

So wie unter den Vögeln der Straus, welcher gröser ist, als ein Reuter auf einem grosen Pferde.

Wilhelm. Ihr redet keine Unwahrheit, lieber Vater, darum glaube ich euch gern.

Vater. Aber nun giebt es auch so kleine Thiere, die noch viel tausendmal kleiner sind, als eine Milbe, und die doch noch viel kleinere Glieder an ihrem so kleinen Körper haben müssen, welche Glieder alle sehr künstlich und ordentlich gemacht sind.

Wilhelm. Lieber Vater! diesesmal wöllt ihr mich auf die Probe stellen. Wie hat denn ein Mensch diese Thiere selbst sehen können? vielweniger, ob sie künstliche Gliedmaßen haben, da sie noch viel kleiner seyn sollen, als eine Milbe? Da muß einer ja schon gute Augen haben, der eine Milbe erkennen will.

Vater. Mein lieber Sohn, erinnere dich an die Geschichte mit der Sonne und den Sternen, die du für so klein hieltest: und dein Urtheil wird bescheidener ausfallen. Gewiß ist alles, was ich dir sage. Denn ich würde dir schaden, wenn ich bei deiner Belehrung scherzte. Freilich hätte man mit bloßen Augen weder diese Thiere, noch ihre kleinen Glieder gesehen; aber man hat die Kunst erfunden, sehr helles Glas so zu schleifen, daß es, wenn man etwas kleines dadurch betrachtet, dieses viel tausendmal größer erscheinen macht, als es ist. (Siehe S. 90)

Wilhelm. Das ist eine vortrefliche Erfindung! Aber, lieber Vater, wie herrlich ist Gott, der das alles, groß und klein gemacht hat! Wie unzählbar sind alle seine Werke! Wir mögen noch nicht die Hälfte davon kennen! Nun glaube ich es gerne, daß auch in allen diesen Sternen Geschöpfe Gottes sind.

Vater. Siehe, mein lieber Sohn, das wird, wenn wir fromm sind, nach dem Tode vielleicht unserer Beschäftigungen eine seyn, die unzählbaren Werke Gottes besser als hier zu erkennen, und dann seine Majestät mit allen Engeln und Seligen voll demüthiger Verwunderung zu verehren und anzubeten.

Wilhelm. Ach, lieber Vater, ich will auch

recht fromm seyn. Wenn ich nur schon todt wäre, und das alles sähe!

Vater. Nein, mein Sohn! sondern du mußt leben wollen, so lange Gott will, und dich hier in deinem Beruf treu, fleißig und rechtschaffen verhalten. Nur zu solchen will Gott dereinst sprechen: Ey du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenig getreu gewesen, gehe ein zu deines Herrn Freude. Matth. 25, 21.

94. Der Alte.

An einem stillen Abende saß ein alter Bauer vor seiner Thüre. Im Mondscheine glänzte sein silberweißes Haar. Neben ihm stand sein Sohn, dem er das Gut übergeben hatte, und dessen junge Frau; ihr kleines Kind spielte vor seinen Füßen. „Meine lieben Kinder," sprach der Alte, „ich fühle, daß ich bald sterben werde; denn ich bin alt und schwach — Weinet nicht, daß ich euch dieses sage; aber höret meine wohlgemeinten Ermahnungen an! Bleibet fromm und redlich; hütet euch vor Neid und Geiz; liebet Gott über alles, weil ihr alles von ihm habt; seyd wohlthätig gegen die Armen, fleißig in eurem Berufe, ehrerbietig und gehorsam gegen eure Obrigkeit. Seyd friedfertige Nachbarn und Eheleute, und erziehet eure Kinder zu verständigen und rechtschaffenen Menschen, durch gute Lehren und vornemlich durch euer eiges gutes Beispiel: So werdet ihr mit Ehren alt werden, und einst, wie ich, den Tod gelassen erwarten können; denn ich tröste mich nach Gottes Wort eines bessern Lebens." —

Und als er diese Worte gesprochen hatte, da starb er.

(Siehe die Titel-Vignette.)

Anhang
von
Kinder-Liedern und Gebeten.

1. Allgemeinen Innhalts.

Viel Böses seh ich als ein Kind,
Und Böses lernet man geschwind.
Behüt, o Gott! mich jeden Tag,
Daß ich nichts Böses lernen mag.

Ich will mich vor dem Bösen scheu'n,
Und meinen Eltern folgsam seyn;
Kein Tag des Lebens geh vorbei,
Daß ich nicht weiser, besser sei!

Hilf, Gott, daß ich in dieser Welt
So lebe, wie es dir gefällt:
Mich von der Sünde zu befrein,
Laß meine erste Sorge seyn!

Gott wunderschön ist deine Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu seyn.
Drum will ich, bis ich sterben werde,
Mich deiner schönen Erde freun!

—

Alles Unrecht will ich hassen,
Flieh'n was leicht dazu verführt,
Jedem geben, jedem lassen;
Guter Gott! was ihm gebührt;
Selber lieber Unrecht dulden,
Als durch Unrecht mich verschulden.

—

Aller Menschen Vater! höre,
Merk auf mich, dein bittend Kind;
Gieb mir Kraft zum Guten, lehre
Mich, was meine Pflichten sind,
Dich verehren, Böses scheun,
Gutes lieben, und allhier
Mich der schönen Erde freun,
Schöpfer, das verleihe mir!
Meinen Eltern Ehre geben,
Ihren Winken folgsam seyn,
Dir und ihnen dankbar leben,
Laß mich stets beflissen seyn.

—

Gott muß ich gehorsam seyn,
Bin ich nicht so arm und klein?
Und wie groß und gut ist Gott!
O ich ehre sein Gebot.
Wie viel Freud ist um mich her!
Alles schaft und schenket er,
Blum und Frucht und grünes Land
Sind Geschenke seiner Hand.
Sollt ich ihn nicht lieben? Ihn?
Ja ich will mich stets bemühn,
Gut zu seyn, aus Dankbarkeit
Thun, was mir mein Gott gebeut.

Gottlob! daß ich nun wissen kann,
Was bös' und gut sey, und woran
Ich beydes unterscheide.
Recht will ich thun; hilf mir o Gott!
Nicht achten auf der Menschen Spott,
Wenn ich das Böse meide.

Denn du bist doch der beste Freund!
Du lenkst, was noch so widrig scheint,
Zum wahren Wohlergehen.
Wer fromm ist, den verstößst du nicht:
Der darf mit Kindeszuversicht
Auf dich, als Vater, sehn.

2. Morgen- und Abendgebete.

Mein Gott! durch deine Güt und Macht
Bin ich gesund vom Schlaf erwacht,
Laß heut mich meines Lebens freu'n,
Das Gute thun, das Böse scheu'n!

—

Gelobet seist du, Gott der Macht!
Gelobt sei deine Treue!
Daß ich nach einer sanften Nacht
Mich dieses Tags erfreue.
Laß deinen Segen auf mir ruhn,
Und deinen Weg mich wallen,
Herr, lehre du mich selber thun
Nach deinem Wohlgefallen,
Laß mich der Jugend Munterkeit
In deiner Furcht geniessen,
Und meinen Lauf mit Freudigkeit,
Wenn du gebeutst, beschließen!

—

Ich bin vom süßen Schlummer
Gesund und froh erwacht.
Es weckte mich kein Kummer,

Kein Schmerz in dieser Nacht.
Sanft ruhten meine Glieder
Auf meinem Lager hier:
Jetzt scheint so freundlich wieder
Die liebe Sonne mir.

Und meine Eltern leben,
Sie eilen froh herbei,
Und segnen mich und geben
Mir neue Lieb und Treu.
Soll das mein Herz nicht rühren?
O Gott! Ich danke Dir.
Wie viel konnt ich verlieren? —
Und wer erhielt es mir!

Ich will mit schwachem Munde
Dir, Herr, ein Loblied weihn,
Und in der Morgenstunde
Mich deiner Güte freun;
Wenn ich dich gleich nicht sehe,
Doch siehst und hörst du mich.
O Gott, zu dem ich ich flehe,
Wohl mir! dein Kind bin ich

Lenk alle meine Triebe,
Allgütiger, zu dir.
Gieb Demuth, Sanftmuth, Liebe,
Treu und Gehorsam mir!
Daß ich in frühster Jugend
Mich deinem Willen weih,
Und reine fromme Tugend
Mein bestes Kleinod sei.

In Morgenroth gekleidet
Beginnt sie ihren Lauf,
Die schöne große Sonne,
Wie herrlich geht sie auf.

Willkommen uns, willkommen,
Des guten Gottes Bild!
So groß und so erhaben,
Und doch so sanft und mild!

Du wekst zu neuem Leben
Die schlummernde Natur,
Und Wohlgerüche duften
Auf blumenreicher Flur.

Und alles, alles freuet
Des neuen Lebens sich.
Auch du, mein Geist, erfreu'
Des neuen Lebens dich.

Dank ihm, dem Ewigguten,
Mit frommem Lobgesang!
Singt, Menschen, meine Brüder
Singt eurem Schöpfer Dank!

Zum Glük von zweien Welten
Schuf er — der Vater euch.
Und diese schöne Erde
Ist schon an Freuden reich;

Wie wird dereinst sein Himmel
Für Eingeweihte seyn!
Des Herzens Güte weihet
Zu Gottes Himmel ein.

Seyd gut, und reines Herzens!
Gott laß michs immer seyn!
So kann man sich der Erde,
Wie deines Himmels freun!

Gott! unter deinem Segen
Geh ich der Ruh entgegen;
Dein Name sei gepreist!
Mein Leben und mein Ende
Ist dein! In deine Hände
Befehl ich, Vater, meinen Geist!

Fröhlich will ich izt dem Schlummer
Dieser Nacht entgegen geh'n!

Möcht ich so auch ohne Kummer
Einst zu meinem Grabe gehn!
Herr, dieß werd ich; denn mein Leben
Ganz der Frömmigkeit zu weihn,
Sei mein eifrigstes Bestreben!
Ruhig schlaf ich nunmehr ein.

O du, den keine Welt umschließt,
Der du allgegenwärtig bist,
Hör unser dankend Flehen.
Mit Vateraugen wache du,
Beschüzer über unsre Ruh,
Laß uns den Morgen sehen.
Herr, du zählest
Alle Leiden,
Alle Freuden
Unsers Lebens,
Wer dir traut, traut nicht vergebens.

Auch dieses Tages Stunden
Sind wieder froh verschwunden,
Die Sonne scheint nicht mehr.
Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sterne prangen
Am Himmel hoch und funkeln sehr.

O wie so viele Freuden,
Und nur so wenig Leiden
Fühlt guter Kinder Herz.
So sagen all die Lieben,
Die mich im Guten üben,
Und so sagt auch mein eigen Herz.

Ich bin so frohen Muthes;
That ich vielleicht viel Gutes?
Hört ich und lernt ich viel?
Lies ichs nicht blos beim Hören?
Folgt ich auch guten Lehren?
War ich auch gut bei Scherz und Spiel?

Wohl mir! Ich fühls im Herzen,
Bei Fleiß, bei Spiel und Scherzen
Fehlt' ich aus Vorsaz nicht!
Wie würd ich sonst mich grämen,
Wie würd ich izt mich schämen,
Vor meiner Eltern Angesicht!

Doch nun kann ich mich freuen,
Nichts hab ich zu bereuen;
Nichts ist, was mich betrübt.
Ich lege froh mich nieder,
Erwache fröhlich wieder,
Und bin gewiß, daß Gott mich liebt.

Die Ruhe senkt sich wieder
Auf unsre Erde nieder
In stiller dunkler Nacht.
Mit ungezählten Leiden
Und ungezählten Freuden
Ist abermals ein Tag vollbracht.

Mir sind des Tages Stunden
Nicht freudenleer verschwunden,
Mit lieber Vaterhand
Hast du mich, Herr, geleitet,
Die Freuden mir bereitet,
Die ich an diesem Tage fand.

Drum preis' ich deine Güte
Mit dankendem Gemüthe,
Und herzlichem Gesang.
Was du mir hast gegeben,
Mein ganzes künft'ges Leben
Sei dir geweihter frommer Dank.

Hab ich gefehlt, verzeihe
Dem Sterblichen, verleihe
Zur Beßrung Kraft und Muth!
Auch ich will Schuld erlassen,
Will Feinden, die mich hassen,
Verzeihen christlich fromm und gut.

Gieb, um zu guten Werken
Aufs neue mich zu stärken,
Des Schlafes Wohlthat mir!
Mein Vater, ich empfehle
Mein Leben, Leib und Seele,
Und alle meine Lieben dir.

Erquikung allen, denen
Das Schiksal heiße Thränen
Zu ihrem Loose gab!
Gott lindre jeden Kummer,
Und gieße sanften Schlummer
Auf jeden Leidenden herab.

So schlaf ich dann im Frieden,
Wie labend ist dem Müden
Die Ruh in stiller Nacht!
Sei einst der Feierabend
Des Lebens mir so labend,
Wenn alle Arbeit ist vollbracht.

Gott! ich erwache, aber mein erster Gedanke bist du! Dank für die Erquickung im Schlafe! nun gehe ich mit dir wieder an mein Tagewerk! Unverdrossen will ich auch heute alles thun und üben, was ich soll, will dir gerne in meinen Eltern und Lehrern gehorchen, auf deine Stimme in meinem Gewissen hören, und jeden Fehler, der mir vor andern anhängt, abzulegen trachten! Sei, Vater, mit deinem Kinde, und laß meiner Hände Arbeit wohlgelingen!

Gott! Der Tag endigt sich, und der Augenblik des Schlafes kommt herbei: mein lezter Gedanke sei du! Dank dir, du hast auch heute alles wohlgemacht! Ich bin gesund, aber ich kann leicht krank werden, ich lebe, aber ich kann leicht sterben. O Gott, laß mich das nie vergessen! Immer will ich gut seyn, um recht vergnügt leben, um aber auch ruhig und zufrieden zu jeder Zeit sterben zu können.

3. Tischgebete.

Dir, Vater, sei für Speis und Trank,
Für alles Gute ewig Dank!

———

Naht mit Anbetung, Preis und Dank
Ihm, der da ist und war!
Er reicht uns täglich Speis und Trank
Zu unsrer Stärkung dar!

———

Ich danke dir, o Gott! daß heut
Uns Kleidung, Speis und Trank erfreut.
Von dir kommt dieser Segen.
Du gibst, was unser Feld uns trägt,
Durch Luft, die nüzlich sich bewegt;
Durch Sonnenschein und Regen.

Behüt uns Gott, vor Landesnoth,
Gieb uns Gesundheit, hilf uns Brod
Durch klugen Fleiß erwerben,
Der Obrigkeit gehorsam seyn,
Und Gutes lieben, Böses scheun,
Froh leben, selig sterben!

———

Gesund, mit frohem Muthe
Geniessen wir das Gute,
Das uns der große Vater schenkt.
O preist ihn, Brüder, preiset
Den Vater, der uns speiset,
Und uns aus tausend Quellen tränkt. (*)

(*) Alle Augen warten auf dich Herr, daß du ihnen Speise giebst zu seiner Zeit. Wenn du ihnen giebst, so sammlen sie: wenn du deine Hand aufthust, werden sie mit Gut gesättigt. Ps. 104, 27. 28.

Er ruft herab: Es werde!
Und Segen füllt die Erde,
Der Fruchtbaum und der Aker sprießt,
Es lebt und webt in Triften,
In Wassern und in Lüften,
Und Milch und Wein und Honig fließt.

Dann sammeln seinen Segen,
So viel sich lebend regen,
Und laut ertönt ihr Freudenschall.
Vom Menschen bis zum Wurme,
Im Sonnenschein und Sturme
Herrscht Freud und Wohlseyn überall.

Gott aber sieht vom Himmel
Ihr freudiges Gewimmel
Vom Aufgang bis zum Niedergang;
Sieht seine Kinder sammeln,
Und ihr vereintes Stammeln
Tönt ihm in tausend Sprachen Dank.

Lobsinget seinem Namen,
Und strebt ihm nachzuahmen,
Ihm, dessen Gnad ihr nie ermeßt;
Der alle Welten segnet,
Auf Gut' und Böse regnet
Und seine Sonne scheinen läßt.

Mit herzlichem Erbarmen
Reicht eure Hand den Armen,
Wes Volks und Glaubens sie auch seyn,
Wir sind nicht mehr, nicht minder,
Sind alle Gottes Kinder,
Und sollen uns wie Brüder freun.

Laß uns deiner bei dem Essen,
Guter Geber, nicht vergessen!

Du schenkest mir mein täglich Brod;
O segne mirs, mein guter Gott!

——

Du hast mir abermal
Mein täglich Brod gegeben;
Was, milder Geber, geb ich dir?
Die Gabe sei mein Herz,
Ein dir geheiligt Leben
Verherrliche dich für und für.

——

Daß ich nun wieder fröhlich bin,
Gesättigt und genährt:
Das dank ich dir in meinem Sinn,
Gott, der du mirs beschert!

——

Ich will auf deinen Segen baun,
So oft es mir gebricht,
Und deiner Vaterliebe traun,
Denn du versäumst mich nicht.

Sei immer dann mein Herr und Gott,
Mein Vater und mein Schuz;
So biet ich sicher jeder Noth
Und jedem Uebel Truz.

4. Schul-Lieder.

Gib, Gott, uns Kindern Lernbegier,
Zum Guten Lust, und Furcht vor dir!
Und laß uns alle, gros und klein,
Des lieben Lehrers Freude seyn!

——

Segne, Vater, unsern Fleiß,
Daß wir täglich hier auf Erden,

Uns zum Glück und dir zum Preis,
Weiser und geschikter werden.
Flöß in unsre zarte Brust
Wahrheit, Sittsamkeit und Tugend!
Dann sind wir der Eltern Lust,
Und ein Muster frommer Jugend;
Sind dann jungen Bäumchen gleich,
Anmuthsvoll ist unsre Blüthe;
Werden einst an Früchten reich,
Reich an Einsicht und an Güte.

Brüder (Schwestern) laßt uns fleißig seyn
In der frühen Jugend,
Unsre Eltern zu erfreun
Durch Verstand und Tugend.
Fleißig seyn bringt vieles ein;
Laßt den Trägen träumen.
Wir, wir wollen fleißig seyn,
Keine Zeit versäumen. (*)

Menschen, die verständig sind,
Lassen sich nicht treiben;
Freudig lernt ein gutes Kind;
Wird auch fleißig bleiben. (**)

(*) Ruft die Arbeit, frisch daran!
Fleiß und Kunst liebt Jedermann.

(**) So gieng auch Heinrich einst gerne in die Schule, ob er gleich einen weiten Schulweg hatte. Er gieng frühe aus, und kam immer bei Zeiten an. Auch das Wetter hielt ihn nicht zurück, wenn es nicht allzuschlecht war. Er hüpfte wie ein Reh durch Schnee und Regen hin. Wenn die Eltern eilige Arbeit hatten, und ihn gerne dazu gebraucht hätten, so bat er sie so lange, bis sie ihm erlaubten, in die Schule zu gehen. Sie hielten ihn auch nie davon ab. Er ward daher nicht anders als „der fleißige Heinrich“ von dem Pfarrer und Schullehrer genannt. Als er groß war, blieb er immer so emsig und gefällig, ward ein sehr verständiger und braver, und auch ein reicher Mann.

Träge Thiere treibt man nur,
Zwinget sie mit Zäumen:
Du von geistiger Natur,
Mußt nichts Guts versäumen. (*)

Faulheit lohnt mit Unverstand,
Armuth, Spott und Schande;
Das ist Jedermann bekannt,
Auch in unserm Stande.
O drum laßt uns fleißig seyn,
Zeit und Kräfte nüzen.
Gott mit uns! denn er allein
Kann uns unterstüzen!

Kinder, fleißig wollen wir
Stets zur Schule gehen!
Sorgt der Lehrer doch dafür,
Daß wir ihn verstehen! (**)
O es ist sogar nicht schwer,
Wenn mans ernstlich treibet.
Leichter wird es nimmermehr,
Wer nur fleißig bleibet. (†)

Wenn wir groß sind, gehts uns wohl,
Jeder will uns haben. (††)
Denn wir wissen, wie man soll
Nüzen Gottes Gaben.

(*) Jakobi, 4, 17.

(**) Ich habe meinen Spruch gelernt, sagte Marie. Aber der Lehrer sagte: Was hast du denn gelernt? Was steht darin? das wußte Marie nicht. Ja, so weißt du auch diesen Spruch noch nicht, versezte der Lehrer. Das Auswendiglernen ist schon gut, aber man muß auch verstehen, was darin enthalten ist; sonst hat man es noch nicht gelernt. Zum Lernen gehört Verstehen.

(†) Klein und Groß, und Groß und Klein,
Alle wollen wir fleißig seyn.

(††) Fleiß und Kunst giebt Brod und Gunst.

Wer dem andern Nuzen schaft,
Dem nüzt man auch wieder.
Trägheit schwächt des Menschen Kraft,
Arbeit stärkt die Glieder.

Alles Gute kommt von Gott.
Segne du die Lehren,
Die wir, o du guter Gott!
Jezt so reichlich hören:
Segne jedes gute Wort,
Daß wirs thätig ehren (*)
Dann wird sich an unserm Ort
Glück und Tugend mehren.

Was ich itzt gelernet habe,
Gott, ist einzig deine Gabe.
Schenke nun noch diß dazu,
Daß ich nach der guten Lehre,
Die ich in der Schule höre,
Auch beständig denk und thu.

Vollbracht ist unser Tagewerk,
Nun laßt uns fröhlich seyn!
Die Freude giebt zur Arbeit Stärk,
Dem Leibe sein Gedeyh'n.

Von unsern jugendlichen Reihn
Sey alles Unrecht fern: (**)
Vernünftig soll die Freude seyn,
Und angenehm dem Herrn.

(*) Seyd Thäter des Worts und nicht Hörer allein! Jak. 1, 22.

(**) Zwar will ich mich jugendlich
Meiner Tage freuen,
Doch nicht also, daß es mich
Darf zulezt gereuen.

Wie gut ist unser Gott, wie gut!
Er giebt gesunden Leib,
Ein frohes Herz und frischen Muth,
Und soviel Zeitvertreib.

Mit Liebe blikt er stets herab,
Sieht unsre Freuden gern,
Er ists, der diese Lust uns gab,
O Brüder, lebt dem Herrn!

Wir treten vor dein Angesicht
Mit kindlich frommem Flehen.
Laß den gehörten Unterricht
Uns tief zu Herzen gehen,
Daß wir nicht Hörer nur allein,
Nein! Thäter auch des Guten seyn,
Daß täglich schon auf Erden
Wir weiser, besser werden!

Vergilt dem Lehrer Fleiß und Müh,
Und laß, ihn zu erfreuen,
Die gute Aussaat spät und früh
Zu edler Frucht gedeihen.
O Vater, schüz mit starker Hand
Den König und das Vaterland,
Und laß in allen Dingen
Des Landmanns Fleiß gelingen!

Gott! deine Güte reicht so weit,
So weit die Wolken gehen.
Du krönst uns mit Barmherzigkeit,
Und eilst uns beyzustehen;
Durch dich währt unser Leben fort.
Vernimm auch itzt mein kindlich Wort,
Denn ich will vor dir beten.

Ich bitte nicht um Ueberfluß,
Und Schäze dieser Erden;
Du weißt, wie viel ich haben muß,
Und dieses laß mir werden!
Gib mir nur Weisheit und Verstand,
Dich, Gott! und den, den du gesandt,
Und mich selbst zu erkennen!

In dieser Absicht segne du,
O Gott! die guten Lehren,
Die wir in Sicherheit und Ruh
Nun lernbegierig hören.
Mach uns geschikt zu jeder That,
Die uns dein Wort geboten hat,
Durch Jesum Christum, Amen!

Lieber himmlischer Vater! Wir danken dir Alle, daß du uns gesund in die Schule kommen liessest, wo wir so vieles Gutes mit einander lernen können. Wir danken dir auch, daß du die Schule so hast einrichten lassen, daß wir darin von dir, unserem lieben Gott, und von unserm lieben Herrn Jesus hören und lernen können! Stehe unserm Lehrer bei, daß er uns mit Freuden unterrichte, und Geduld mit uns habe, wenn wir etwa Unrecht thun, oder nicht aufmerksam sind. Hilf uns recht fleißig und gut werden, damit wir unserm Lehrer seine Arbeit nicht schwer machen und in der Schule viel Gutes lernen. Gieb, daß wir uns Alle untereinander recht lieb haben, weil du ja aller unser Vater bist, und wir alle vor dir Brüder und Schwestern sind. Doch das wirst du gewiß thun, wenn nur wir das Unsrige thun, und wir versprechen es, wir wollens thun. Amen.

Wir danken dir, lieber Vater im Himmel! für alles Gute, was wir eben gehört und gelernt haben. Jesus, dein Ebenbild, hatte die Kinder so gern, und sorgte für sie, daß sie von dir etwas hören oder lesen können; du hast auch für uns gesorgt. Hilf uns doch auch: daß wir alles recht gut anwenden, was wir lernen; daß wir fleißig und gern in der Bibel und andern guten, nützlichen Büchern lesen, wenn wir einmal lesen können. Und wenn wir etwas Gutes lesen, so stärke uns, daß wir darnach thun. O laß uns alle Tage aufrichtiger, fleissiger, gehorsamer unsern Eltern und unserm Lehrer werden! Bewahre uns vor allem Neid und aller Bosheit unter einander, denn sonst hast du uns ja nicht mehr so gern, wie du gute Kinder hast. Erhalte unsere gute Obrigkeit, die für uns sorgt, und uns vor bösen Menschen beschüzt. Erhalte unsern Pfarrer (unsere Pfarrer) der (die) uns und unsern Eltern erklärt (erklären) was du gesagt hast. Erhalte unsere Eltern, unsere Lehrer und uns selbst gesund, und gib einem Jeden unter uns, was er nöthig hat. Amen.

---

5. Erndtelieder.

Herr Gott, wir loben dich
Für allen deinen Segen,
Den wir mit frohem Muth
In unsre Scheuren legen.
Du wußtest, was uns fehlt,
Und halfest gnädiglich,
Nun ist kein Mangel mehr,
Und alles freuet sich.

Doch laßt uns beim Genuß
Der Güter dieser Erden
Nicht undankbar und frech,
Nicht faul und lieblos werden.

Der dankt Gott in der That,
Der, wenn Gott Segen gibt,
Aus Liebe gegen Gott,
Auch Lieb an Menschen übt.

Ihr Brüder, frisch ins Feld hinaus,
Es winken uns die Aehren!
Wir wollen auf dem Acker draus
Den lieben Gott verehren.
Er, der das Haus mit Trank und Brod,
Der uns das Vieh erhält,
So gut wie unser lieber Gott,
Ist nichts hier auf der Welt.

Kein Klang von allem, was da klingt,
Geht über Sensen=Klang,
Wenn sie der rasche Schnitter schwingt
Zum fröhlichen Gesang.

Das Aehrenfeld in goldner Pracht,
Rauscht, Halm an Halm gefügt,
Wie da des Schnitters Auge lacht,
Wie ist er so vergnügt!

Er singt; es zirpt in seinen Ton
Die kleine Grille mit,
Und niedersinkt die Garbe schon
Von seiner Sense Schnitt.

Da liegt sie nun die ganze Schaar
Der Halmen, lang und schwer;
Die Haufen liegen Paar bei Paar
In Reihen rings umher.

Da steht der Schnitter mitten drin.
Und jauchzet in das Thal:
Nun hüpft die frohe Binderin
Daher, und ruft zum Mahl. (*)

Die Schüssel dampft, die Kanne blinkt,
Das Mahl schmekt königlich;
Und seht, der muntre Schnitter winkt,
Und alles rüstet sich.

Und wieder hin aufs hohe Feld,
Die Garben aufgefaßt,
Gebunden und emporgestellt,
Und immer keine Rast.

Und endlich kommt im vollen Lauf
Der Wagen angerollt,
Er nimmt die reiche Ladung auf,
Und glänzt wie helles Gold.

Und dann gehts fort im raschen Trab,
Getümmel hinten drein,
Das stoppelvolle Feld hinab,
Zum Scheuerthor hinein.

Zulezt lohnt dann des Landmanns Schweiß
Ein frohes Erndtefest (**):

(*) Nach treuer Arbeit kann allein dein Mahl, o Mensch, dir schmecken;
Du magst den Tisch, du magst den Stein, reich oder arm, dir decken.

(**) Was ist es mit Jenem dort, sprach bei dem ländlichen Erndtefest ein Fremder zu dem Pfarrer des Orts. Er steht allein in einer Ecke, und sieht in eine Stelle: und man läßt ihn auch stehen, wie es scheint, und bekümmert sich um ihn nicht. Er ist gar nicht wie die Andern. „Lei„der! nicht,“ versezte der Pfarrer. „Er hat im Frühjahr Land abgepflügt. (Siehe S. 65.) Es ist freilich nicht laut zur Sprache gekommen, sondern im Stillen abgemacht worden, aber beschimpft ist er doch; und das ist die härteste Strafe!“ Der Bauer sah, daß er bemerkt ward, und schlich sich davon.

Er feierts froh zu Gottes Preis,
Der Korn ihm wachsen läßt. (*)

6. Weinleselied.

Winzer-Mütter, leert die Fässer!
Winzer-Väter, schärft die Messer!
Seht, die Trauben glänzen schön:
Auf! und eilet auf die Höhn.

Winzer-Knaben, Winzer-Mädchen,
Jezt hinweg mit Pflug und Rädchen,
Leicht wie Rehe, tanzt im Lauf,
Rebenhügel ab und auf.

(*) Wilhelm war mit seinem Vater, einem reichen Kaufmann aus der Stadt, zur Sommerszeit auf dem Lande, und schrieb an einen seiner fleißigsten und geschicktesten Schulkameraden nach Stuttgart folgenden Brief:

„Komm zu mir aufs Land, lieber Karl. Die Erndte ist angegangen. Es ist eine lustige Zeit.

Du meinst, du habest zu viel zu thun. Ich gebe es zu, aber auch hier kannst zu lernen. Ja manche Dinge lernt man weit besser hier, wo man mehr an Ort und Stelle ist, als in der Stadt. Höre nur, wie es mir ergangen ist. Wir giengen ins Feld, der Vater, die Schwestern, unser Hauslehrer und ich. Da stand ein Knabe und las Aehren. Wilhelm, sprach der Vater, ich wette, der Knabe weiß mehr als du — — Ich wettete — — „Von welcher Frucht sind diese Aehren? Besieh sie." Roggen, Dinkel, Haber, Gerste, dachte ich, nein, von diesem allem ist es nichts! Ich sann und sann, und gab sie stillschweigend zurük. — „Was suchest du, Kleiner?" fragte der Vater den Aehrenleser. „Hirse — lieber Herr, der Herr Verwalter hat es erlaubt." „Du hast verloren, Wilhelm" hieß es nun, und ich hatte wirklich die Wette verloren. Aber da hör ich die Schnitter singen, und es ist meine Feierstunde. Lebe wohl, ich muß ihnen nach."

Sammelt, Geist und Herz zu laben,
Jauchzend Gottes Wundergaben;
Sammelt Trauben reif und schwer,
Sammelt sie und tragt sie her.

Auf dem Hügel, in dem Thale;
Am Geländer, an dem Pfahle,
Lächelt Gottes Segen euch,
Macht euch alle froh und reich!

Auf, empfangt mit frommen Händen,
Was die Berge Gottes spenden!
Auf und preßt den goldnen Wein —
Aber schenket mäßig ein!

---

7. Verschiedenen Inhalts.

Das Schreiben.

Ein Gespräch zwischen Vater und Sohn. (*).

Vater.

1. Das Schreiben, ei das Schreiben, Das kann schon unterbleiben, das kostet viel Papier. Lern, Bartel, lern nur lesen; So ist es sonst gewesen. Geh mit dem Schreiben mir.

(*) Dietrich lernte in seiner Schule zu viel: d. h. er lernte Sachen, die ihm in seinem künftigen Stande keinen Nuzen bringen konnten. Johann lernte in seiner Schule zu wenig, d. h. er lernte nicht das, was da nöthig war, um in seinen Arbeiten es immer ein wenig klüger und besser zu machen, und um von unnüzer Furcht in allen Stücken frei zu bleiben. Dietrich wurde nicht geschikt, Johann blieb ungeschikt.

Sohn.

2. Laßt, Vater, laßt euch sagen, Seht nur, in unsern Tagen Sieht man es anders ein. Da wird gar viel gelehret, Wovon Ihr nichts gehöret. Das muß doch besser seyn.

Vater.

3. Was? besser? besser? — schlimmer Wirds heutzutage immer, Das kannst du nicht verstehn. Lern Gottesfurcht und Lesen; So ist es sonst gewesen, So soll es ferner gehn.

Sohn.

4. Es wird nicht, Vater, sehet, Worauf Ihr nicht bestehet, Das fordern Andre schon. Die ganze Schule schreibet, Nur euer Bartel bleibet Ein ungeschikter Sohn.

Vater.

5. Lern pflügen, eggen, säen, Das must du recht verstehen, Das schaffet liebes Brod. Das andre schafft Beschwerden, Mit Schulz und Pfleger werden, Und viele andre Noth.

Sohn.

6. Doch schaffts auch Ehr und Segen, Wenn man auf andern Wegen Auch andern nützen kann. (*) Soll, Vater, soll das Schreiben Auch nun noch unterbleiben? Seht Ihrs nicht anders an?

7. Auch ist es vorgeschrieben, Im Schreiben sich zu üben: Der Pfarrer las es vor. (**) Sagt, Vater, soll das Schreiben Noch immer unterbleiben? Ich bitt Euch; seht Euch vor.

(*) Das ist ein heilloser Grundsaz, wenn die Leute denken und sagen: „Ein jeder für sich und Gott für uns alle!“

(**) Es kann wohl vieles noch auf Erden
In vielen Stücken besser werden.
Doch kanns nicht Jedermann verstehn,
Drum muß es durchs Gesez geschehn.

8. Es war dem guten Alten Zu schwer, sich noch zu halten. Komm, rief er, Herzenssohn! Lern Alles, Rechnen, Schreiben; Es darf nicht unterbleiben. Ich wünscht es längstens schon.

Das Kopfrechnen.

Mäuschenstill saßen die Kinder. Nicht eine Lippe regte sich. Sie rechneten im Kopfe. Schnell waren sie fertig. Nun gieng es ans Ausrechnen. Saz vor Saz, und Zahl vor Zahl. Die Kinder machten es gut. Zum Beschluß sprach Lischen:

1. Ihr könnt mir immer meine Tafel nehmen. Ich werde mich um sie gewiß nicht grämen. Was geht den noch die schwere Tafel an, Der leicht und schnell im Kopfe rechnen kann?

2. Wie würds mir armen Mädchen auch ergehen, Wie mir die Tafel bei den Schlüsseln stehen? In Küch und Keller stieß ich damit an. Wohl mir, daß ich im Kopfe rechnen kan. (*)

3. Sonst ohne Tafel ließ ich mich betrügen, Mir manchen Groschen aus der Tasche lügen. Jezt rechn' ich nach und keiner siehts mir an. Wohl mir, daß ich im Kopfe rechnen kan.

4. Auch wirds dadurch im Kopfe immer heller; Ich merk auf alles und begreife schneller: Und lerne gern — sonst gieng ich schwer daran. Wohl mir, daß ich im Kopfe rechnen kan!

5. Drum könnt ihr mir nur meine Tafel nehmen. Ich werde mich um sie gewiß nicht grämen. Was geht den noch die schwere Tafel an, Der leicht und schnell im Kopfe rechnen kan!

(*) Brauch deinen Kopf, so stoßt du niemals an; Und keiner ist der dich betrügen kan.

Ja wohl ist es eine vortrefliche Sache um das Kopfrechnen. Es übt im Nachdenken, und im schnellen Denken; fördert in der Haushaltung und im Handel und Wandel, und man spahrt dadurch manche Mühe. Aber freilich, es muß frühe geübt, und das Rechnen auf der Tafel auch nicht darüber versäumt werden.

Der Gesang.

Freue dich Jüngling in deiner Jugend, und laß dein Herz guter Dinge seyn; aber wisse, daß dich Gott um dies alles wird vor Gericht führen. Pred. Sal. 11, 9.

Chor.

1. Auf und singt! Brüder, (Schwestern,) singt! Denn die guten Leute Dürfen sich erfreu'n, Und wir wollen heute Alle fröhlich seyn. Auf und singt! Brüder, (Schwestern,) singt.

Einzelne Stimmen.

Auch auf unsre frohen Lieder Sieht der gute Gott hernieder.

Chor.

Auf und singt, Brüder, (Schwestern,) singt! denn die guten Leute Dürfen sich erfreu'n, und wir wollen heute Alle fröhlich seyn. Auf und singt! Brüder, (Schwestern,) singt!

Chor.

2. Herrlich ists hier und schön! Zwar des Lebens Schöne Ist mit Müh vereint, Es wird manche Thräne Auf der Welt geweint. Doch ists hier gut und schön.

Einzelne Stimmen.

Allen Traurigen und Müden Gebe Gott bald Ruh und Frieden.

Chor.

Auf und singt, Brüder, (Schwestern,) singt, Denn die guten Leute Dürfen sich erfreu'n, Und wir wollen

heute Alle fröhlich seyn. Auf und singt, Brüder, (Schwestern,) singt!

Chor.

3. Und nun singt! Brüder, (Schwestern,) singt! Laßt uns, weil wir leben, Reines Herzens seyn, Helfen, fördern, geben, Menschen gern erfreu'n. Auf und singt! Brüder, (Schwestern,) singt!

Einzelne Stimmen.

Brüder, (Schwestern,) einst in bessern Welten Wird ein guter Gott vergelten.

Chor.

Auf und singt, Brüder, (Schwestern,) singt! Denn die guten Leute Dürfen sich erfreu'n; Und wir wollen heute Alle frölich seyn. Auf und singt! Brüder, (Schwestern,) singt! *

---

*) Herrmann. In Thüringen, sagst du? Ei das wäre.

Heinrich. Was ich dir sage. In Thüringen versteht jeder Landmann sein besonderes Instrument. Der Eine spielt die Violine, der Andere die Baßgeige, der Eine bläset das Horn, der Andre die Trompete. Sie führen unter sich ganze Kirchen-Musiken auf.

Herrmann. Was du sagst? Da singen sie auch wol schön?

Heinrich. Das versteht sich. Nach Noten und ohne Noten. Wenn man da in eine Kirche tritt, und singen hört, da ist es anders, als bei uns. Und auch schöne weltliche Lieder werden ausser der Kirche gesungen. Von Jung und Alt. Und die klingen anders, und sind auch anders, als man hier zu Lande manchmal hört. Welch Zeug ist das oft, und wie wird es hergeschrieen!

Herrmann. Aber wie in der Welt haben sie das gelernt?

Heinrich. In den Schulen. Wenn es unter den Kindern erst besser wird, dann wird es mit der Zeit auch unter den Grosen gut.

Herrmann. Nun, Gottlob! bei uns wird ja auch der Anfang gemacht.

Die Arbeitsschule.

Was? Eure Kinder stricken und nähen und stopfen in der Schule: und was sonst nicht Alles? Ist das wahr? Gevatter Anton?

Freilich, Gevatter Martin! Es ist mit der Arbeitsschule in vollem Gange.

Und dazu habt Ihr „Ja" gesagt? Ich meine, die Kinder gehen zur Schule um lesen und beten und allenfalls ein wenig rechnen und schreiben zu lernen; und nun striken und nähen sie, u. s. w.? Habe ich doch mein Lebetage so etwas nicht gehört.

Ei nun, Gevatter, das mag wohl seyn, daß du davon nichts gehört hast. Aber soll es darum nichts taugen? Sieh, da müßte wohl vieles nichts taugen. Anfänglich dachte ich auch so, wie du; aber unser Herr Pfarrer hat es mich besser gelehrt.

Martin. Nun, wie denn das?

Wart! Gevatter, wart. — Erst sollen dir meine Buben ihr Arbeitslied singen. He, Johann, Christian: Singt doch einmahl euer neues Lied von der Arbeitsschule. Der Gevatter will es gerne hören — Nun frisch!

Erstes Mädchen.

1. Ich size und nähe: Und o! ich verstehe Nun immer schon mehr. Es rauschen die Bäume; Ich size und säume, und freue mich sehr.

Erster Knabe.

2. Ich size und pflüke Mit allem Geschicke Hier Fädchen heraus. Das Zeug ist von Seide, Vom altlichen Kleide, Verblichen und kraus. (*)

Zweites Mädchen.

3. Ich size und spinne Mit fröhlichem Sinne Baumwollenes Garn. Schnell dreht sich die Spule, Ich siz an dem Stuhle, und lasse sie knarrn.

(*) Auch aus den schlechtesten, den unbrauchbarsten Sachen kan oft der Fleiß, die Kunst was brauchbares noch machen.

Zweiter Knabe.

4. Ich stehe und winde Geschwinde, geschwinde Ein Knäuel mit Zwirn. Und bring ichs zu Hause, So gibt es zum Schmause Wohl Aepfeln und Birn.

Drittes Mädchen.

5. Ich size und stricke Gar emsig, und nicke Der Nachbarin zu. Fein hurtig, ihr Hände, Viel muß noch zu Ende, Der Strumpf muß noch zu. (*)

Ein kleiner Knabe.

6. Auch ich lerne stricken; Es soll mir schon glücken Mit Strumpfband und Strumpf. O, wird es gelingen, Wie werd ich dann springen, O, welcher Triumph!

Viertes Mädchen.

7. Wer stricken will, stricke! Ich size und flicke Mein Kleid mir zurecht. Muß bessern und nähen, So lang es will gehen, Die Zeiten sind schlecht. (**)

Ein grösserer Knabe.

8. Vernünftig! ich stopfe Mit hängendem Kopfe Die Strümpfe nur heil. Bald weiß ichs zu machen, Ihr möget nur lachen, Es ist mir nicht feil. (†)

9. Man muß sich in Zeiten Auf alles bereiten, Und Alles verstehn; (††) So darf man nicht wandern Von Einem zum Andern, Und Hülfe erfleh'n.

(*) Morgen ist stets des Faulen Arbeitstag, und Heute sein Ruhetag.

(**) Wer sich endlich will ernähren,
Muß sich nicht an Thoren kehren,
Alles, alles muß er nützen,
Um vor Mangel sich zu schüzen.

(†) Zähl die Geschiklichkeit zu deinen ersten Pflichten; Was du selbst machen kannst, laß andre nicht verrichten.

(††) Halt nichts, was es auch sey, für zu gering und klein, Es kann dir immer einst zu etwas nüzlich seyn.

Die grössern Mädchen und Knaben.

10. Und während wir stricken, Und nähen und flikken, Horcht leise das Ohr. Da gibt es zu hören Viel nüzliche Lehren; Man lernt wie zuvor.

Alle.

11. So sizen und schaffen Wir alle, und gaffen Nicht um uns herum. Doch soll es gelingen, So müssen wir singen, die Reihe herum.

Anton. Nun alter Martin, was sagst du dazu?

Martin. Es ist schnurrig genug. Die Jungen singen wie ein Paar Cantors. Aber vergiß deine Rede nicht wegen der Arbeitsschule.

Sieh nur; — Erstlich kann der Schulmeister die Kinder besser lehren, wenn er sie in besondern Haufen vornimmt. Das läßt sich aber nun erst thun, seit die Arbeitsschule da ist. Wenn diese arbeiten, so lernen Jene, und so umgekehrt. Zweitens haben die Kinder allesamt von Anfang bis zu Ende der Schule nun etwas zu thun. Du weist, wie manche Stunde wir in der Schule mit Nichts-thun hinbrachten, und Possen trieben. Du warst mir besonders dabei ein Held. Drittens lernen die Kinder manche nüzliche Handarbeit, die sie sonst gar nicht oder doch nicht so gut lernen würden. Viertens verdient sich manches arme Kind einen Groschen Geld. Fünftens werden die Kinder bei ihrer Handarbeit auch noch nebenher in manchen nüzlichen Dingen unterrichtet: z. B. Kopfrechnen, Singen. — Sechstens —

Martin. O schweig, Gevatter; du gehst mir ins Weite. Soviel habe ich nun schon gemerkt: es ist eine vernünftige Sache, eine solche Arbeitsschule. Müssen auch eine haben.

Die grössern Mädchen und Knaben.

10. Und wärend wir stricken, Und nähen und flikken, Horcht leise das Ohr. Da gibt es zu hören Viel nüzliche Lehren; Man lernt wie zuvor.

Alle.

11. So sizen und schaffen Wir alle, und gaffen Nicht um uns herum. Doch soll es gelingen, So müssen wir singen, die Reihe herum.

Anton. Nun alter Martin, was sagst du dazu?

Martin. Es ist schnurrig genug. Die Jungen singen wie ein Paar Cantors. Aber vergiß deine Rede nicht wegen der Arbeitsschule.

Sieh nur; — Erstlich kann der Schulmeister die Kinder besser lehren, wenn er sie in besondern Haufen vornimmt. Das läßt sich aber nun erst thun, seit die Arbeitsschule da ist. Wenn diese arbeiten, so lernen Jene, und so umgekehrt. Zweitens haben die Kinder allesamt von Anfang bis zu Ende der Schule nun etwas zu thun. Du weist, wie manche Stunde wir in der Schule mit Nichts-thun hinbrachten, und Possen trieben. Du warst mir besonders dabei ein Held. Drittens lernen die Kinder manche nüzliche Handarbeit, die sie sonst gar nicht oder doch nicht so gut lernen würden. Viertens verdient sich manches arme Kind einen Groschen Geld. Fünftens werden die Kinder bei ihrer Handarbeit auch noch nebenher in manchen nüzlichen Dingen unterrichtet: z. B. Kopfrechnen, Singen. — Sechstens —

Martin. O schweig, Gevatter; du gehst mir ins Weite. Soviel habe ich nun schon gemerkt: es ist eine vernünftige Sache, eine solche Arbeitsschule. Müssen auch eine haben.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rochow, Friedrich Eberhard von, 1734-1805 / Rochow, Friedrich Eberhard <<
von>>, / Riecke, Victor Adolf,

Der Kinderfreund, zum Unterricht in dem Lesen und bei dem Lesen,
vornemlich für Landschulen

Bd.: 1

Stuttgart [1805]

Paed.pr. 4408 r-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761654-5